

**Letzte Fragen: Richard David Precht, Richard Wagner, der Mond**

Nummer 18 – 2. Mai 2013 – 81. Jahrgang – Fr. 6.50 (inkl. MwSt.) – Euro 4.90

# DIE WELTWOCH

80 JAHRE QUALITÄT



## **Männer im Gebüsch**

Golfspieler in der Schweiz – eine soziologische Untersuchung.

*Von Kurt W. Zimmermann*

## **Die Weltwoche vor Gericht**

Wozu das Theater? Milo Rau über seinen grossen Zürcher Schauprozess.

*Von Rico Bandle und Roger Köppel*

## **Die Frau an der Seite des Bombenlegers**

Sie konvertierte zum Islam und liebte den Terroristen. *Von Beatrice Schlag*



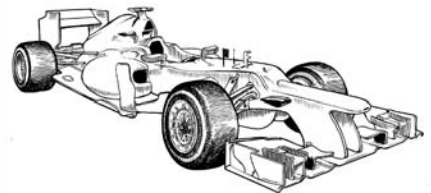
# A NEW WAY OF OVERTAKING.



## Ingenieur Chronograph Racer.

**Ref. 3785:** Diese Uhr kennt nur eine Richtung. Nach vorne. Mit einem unserer effektivsten Antriebe, dem Kaliber 89361, im massiven Edelstahlgehäuse ist sie dafür bestens gerüstet. Den einzigen Rückblick, den die Ingenieur Chronograph Racer gestattet, ist der Blick auf den Gehäuseboden: Dort ist ein FORMEL 1-Bolide graviert. **IWC. ENGINEERED FOR MEN.**

Mechanisches Chronographenwerk, Automatischer Aufzug, Gangreserve nach Vollaufzug 68 Stunden, Datumsanzeige mit Schnelleinstellung über die Krone, Stoppfunktion Stunde, Minute und Sekunde, Stunden- und Minutenzähler, kombiniert in einem Compteur bei 12 Uhr, Flybackfunktion, Kleine Sekunde mit Stoppvorrichtung, Verschraubte Krone, Saphirglas, flach, beidseitig entspiegelt, Wasserdicht 12 bar, Gehäusehöhe 14,5 mm, Durchmesser 45 mm



Offizieller Partner des  
**MERCEDES AMG PETRONAS**  
Formel 1™ Teams

IWC Schaffhausen Boutique Zürich  
Bahnhofstrasse 61, 8001 Zürich  
Tel. 044 211 00 55

IWC Schaffhausen Boutique Schaffhausen  
Baumgartenstrasse 15, 8201 Schaffhausen  
Tel. 052 630 50 30

IWC Schaffhausen Boutique Zürich Airport  
Airside Center, Level 2  
Tel. 043 816 66 95

[iwc.com](http://www.iwc.com)

**IWC**  
SCHAFFHAUSEN

## Intern

Am vergangenen Wochenende spielte er auf den Plätzen La Margherita und I Girasoli im Süden von Turin. Unser Medienkolumnist Kurt W. Zimmermann ist auch der Golfexperte der Redaktion. Für einmal scheint der Expertenstatus abgesichert zu sein. Zimmermann, Handicap 15, hat bereits drei Bücher über Golf geschrieben. Soeben erschien sein neustes Buch «Echte Golfer bleiben treu» (Copress, München). Es folgt seinen Bestsellern «Echte Golfer weinen nicht» und «Echte Golfer fah-



**Bestseller:** Golfexperte Zimmermann.

ren links». Gute Unterhaltungsliteratur, sind Zimmermanns Bücher die meistverkauften Golfbücher im deutschsprachigen Raum. In dieser Nummer liefert er eine soziologische Studie der Schweizer Golfgemeinde, zu der beispielsweise der Musiker und Unternehmer Dieter Meier gehört, der auf unserem Titelbild zu sehen ist. **Seite 36**

Wie leicht man die Menschen doch erkennt. Daniela Niederberger war mit einem Mann verabredet, der im Casino 3,5 Millionen Franken gewonnen und wieder verspielt hatte. Im Restaurant blickte sie sich um und dachte: «Das kann ja jeder sein.» Aber dann erkannte sie ihn sofort: Sonnenbrille auf der Stirn und ein gestutztes Bärtchen. Er war nicht teuer, aber effektiv mit Poloshirt und Jackett eingekleidet. Jürgen Netzer erwies sich als angenehmer Mensch, und als er unserer Reporterin erzählte, wie er in einer Stunde 100 000 Franken verspielt hatte, schien er das selber kaum mehr glauben zu können. Seine Frau wählte ihn an der Arbeit, er aber sass jeden Tag Punkt 12 Uhr

im Casino St. Gallen. Jetzt klagt er gegen das Casino und erzählt den ganzen Irrsinn seiner Spielerkarriere. **Seite 52**

Seit Monaten arbeitet der Schweizer Theatermacher Milo Rau an den Vorbereitungen seiner «Zürcher Prozesse» gegen die *Weltwoche*. Diese Woche wird das Verfahren am Theater Neumarkt stattfinden. Die Zeitung wird verschiedener Delikte angeklagt wie Diskriminierung, Verschreckung der Öffentlichkeit und Destabilisierung der verfassungsmässigen Ordnung. Rau besetzt den Prozess mit ausgewählten Laien, auch *Weltwoche*-Redaktoren sowie Verleger Köppel wurden angefragt. Obschon wir Milo Raus Projekt mit skeptischem Wohlwollen gegenüberstehen, mussten wir absagen: Die echte *Weltwoche* kann nicht vor einem falschen Gericht erscheinen. Stattdessen veröffentlichen wir in dieser Ausgabe ein Gespräch mit dem international gefeierten Regisseur und Filmemacher, der in Köln lebt und mit Stücken über Genozid, Massenmord, Diktatur und Autokratie Furore macht. **Seite 56**

Wusste Katherine Russell, dass ihr Ehemann Tamerlan Zarnajev, der ältere der beiden Bombenleger von Boston, ein Attentat plante? War sie nur seinetwegen zum Islam übergetreten, oder hatte sie nach etwas gesucht und es im Glauben ihres Mannes gefunden? Bisher ist nur wenig bekannt. Aber die Geschichte der 24-jährigen ist kein Einzelfall. Beatrice Schlag porträtiert vier Frauen, die sich in Muslime verliebten, deren Religion annahmen und dann, ahnungslos oder wissentlich, mit Terrorismus in Berührung kamen. **Seite 44**

Unser Kolumnist Hansrudolf Kamer ist ohne Internetempfang auf Reisen, seine «Ausland»-Seite entfällt deshalb. *Ihre Weltwoche*

# Wann ist es Zeit, an morgen zu denken?

**LGT. Partner für Generationen.**  
LGT Bank (Schweiz) AG

www.lgt.ch



Private  
Banking

## Impressum

**Herausgeberin:** Weltwoche Verlags AG,  
Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich

**Redaktion:** Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69,  
**E-Mail:** redaktion@weltwoche.ch  
**E-Mail:** leserbriefe@weltwoche.ch  
**Verlag:** Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07,  
**E-Mail:** verlag@weltwoche.ch

**Internet:** www.weltwoche.ch

**Abo-Service:** Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91  
**E-Mail:** kundenservice@weltwoche.ch  
Jahresabonnement Inland Fr. 235.– (inkl. MwSt.)  
Probeabonnement Inland Fr. 40.– (inkl. MwSt.)  
Weitere Angebote für In- und Ausland unter  
www.weltwoche.ch/abo  
**E-Mail-Adressen:** vorname.name@weltwoche.ch

**Gründer:** Karl von Schumacher (1894–1957)  
**Verleger und Chefredaktor:** Roger Köppel  
**Stv. Chefredaktor:** Philipp Gut (*Leitung Inland*)  
**Produktionschef:** David Schnapp

### Redaktion:

Rico Bandle (*Leitung Kultur*), Alex Baur,  
Urs Paul Engeler, Urs Gehrig, Andreas Kunz,  
Christoph Landolt, Daniela Niederberger,  
Alex Reichmuth, Markus Schär, Beatrice Schlag (*Los Angeles*),  
Florian Schwab, Lucien Scherrer, Mark van Huissing

### Redaktionelle Mitarbeiter:

Miroslav Barták, Peter Bodenmann, Silvio Borner,  
Henryk M. Broder, Markus Gisler, Pierre Heumann,  
Peter Holenstein, Hansrudolf Kamer, Peter Keller,  
Wolfram Knorr, René Lüchinger, Dirk Maxeiner,  
Christoph Mörgeli, Franziska K. Müller, Daniele Muscicono,  
Deborah Neufeld, Kurt Pelda, Peter Rüedi,  
Kurt Schiltknecht, Sacha Verna (*New York*), Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*),  
Jürg Zbinden, Kurt W. Zimmermann

**Produktion:** Benjamin Bögli, Roy Spring

**Bildredaktion:** Adam Schwarz (*Leitung*), Verena Tempelmann, Joël Hunn (*Assistent*)

**Layout:** Tobias Schär (*Leitung*), Silvia Ramsay

**Korrektorat:** Cornelia Bernegger und Rita Kempfer (*Leitung*), Viola Antunovits, Gregor Szyndler, Dieter Zwicky

**Sekretariat:** Miriam Schoch (*Leitung*), Inga-Maj Hojajj-Huber, Raymond Kaufmann

**Geschäftsführer:** Sandro Rieger

**Marketing:** Guido Bertuzzi (*Leitung*)

**Anzeigenverkauf:** Stephan Schwab (*Leitung*), Christine Lesnik (*Leitung WW-Magazin*), Brita Vassalli

**Anzeigeninnendienst:** Samuel Hofmann (*Leitung*)

Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07

**E-Mail:** anzeigenid@weltwoche.ch

**Online-Vermarktung:** Adextra

**Tarife und Buchungen:** Tel. 044 533 09 93, info@adextra.ch

**Druck:** Ziegler Druck- und Verlags-AG, Rudolf-Diesel-Strasse 22, 8404 Winterthur

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

Der *Weltwoche*-Inhalt ist gedruckt auf Recyclingpapier, das aus 100 % Altpapier hergestellt ist. Es schont damit Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

printed in  
switzerland

**Shortcut:** Mit dem iPhone *Weltwoche*-Artikel empfehlen und aufbewahren sowie Zusatzinhalte entdecken. [www.weltwoche.ch/shortcut](http://www.weltwoche.ch/shortcut)





"WER EIN RENNFLUGZEUG MIT EINEM 3200-PS-MOTOR STEUERT, BENÖTIGT DIE ÜBERLEGENE PERFORMANCE DES **WELTBESTEN CHRONOGRAFEN.**"



Als der junge Thom Richard in die USA kam, hatte er einige Dollars in der Tasche und nur einen Traum: fliegen. Heute, nach über 9000 Flugstunden auf seinem Konto, lebt der versierte Pilot seine Leidenschaft voll aus und nimmt namentlich an den berühmten Wettkämpfen von Reno teil, am Steuer der «Precious Metal», dem mythischsten Rennflugzeug. Nun peilt er einen Sieg in Reno und den Geschwindigkeitsweltrekord an. An seinem Handgelenk trägt er das ultrarobuste und ultrazuverlässige Instrument Chronomat, in dem ein Hochleistungsmotor tickt, ein hundertprozentiges Breitling Werk. Für Thom Richard ganz einfach der weltbeste Chronograf.

**5-JÄHRIGE BREITLING GARANTIE** CHF 12'900.- unverbindlicher Richtpreis

# Galli

GALLI HAT ZEIT – SEIT 125 JAHREN

Galli Uhren Bijouterie AG  
Am Bellevue, Zürich



INSTRUMENTS FOR PROFESSIONALS™

## Good News

Zur Abwechslung zwei sehr gute Nachrichten, davon eine aus der Vergangenheit.

Von Roger Köppel

Die Schweiz hat hervorragende unternehmerische Leistungen im Maschinen- und Turbinenbau erzielt. Wir sind begnadete Uhrmacher und Weltmarktführer in der Herstellung von Radarfallen. Was ihnen abgeht an kreativer Fantasie für Theater oder Film im Erfinden von Erzählstoffen, die über die Beschränktheit des Lebens hinausgehen, machen die Schweizer wett durch brillante Dokumentarfilmer oder Kameraleute. Es ist ein interessantes Rätsel, weshalb die Schweiz immer wieder bestechende Tüftler und Dienstleister hervorbringt, aber im Showgeschäft eher eine diskrete Rolle spielt. Vermutlich gibt es eben doch eine kollektive Mentalität der Zurückhaltung und Bescheidenheit, die sich schwer tut mit dem grossen Auftritt. Die Schweizer sind fundamental geerdet. Bühnen sind weniger ihr natürliches Revier. Man kann nicht alles haben.

Gerade deshalb muss an dieser Stelle auf eine künstlerische Unternehmung hingewiesen werden, die aus der Flut an aktuellen Produktionen herausragt. Die betagte Schweizer Rockband Krokus, in den siebziger Jahren gegründet, brachte vor ein paar Wochen ein neues Album heraus («Dirty Dynamite»). Es wurde zwar weithin besprochen, aber unseres Erachtens nicht ausgiebig gewürdigt. Die Platte gehört zum Besten, was der hiesige Rock-'n'-Roll-Betrieb zustande brachte. Das reife Werk ist von einer ästhetischen Altersradikalität und Konsequenz, die an ausserordentliche industrielle Leistungen erinnert. Krokus-Produzent Chris von Rohr setzte, wie er seit Jahren predigt, auf die Kraft der handgefertigten Einfachheit, auf ein «No nonsense»-Konzept des Verdichtens und Eindampfens. Das Resultat ist hervorragend komponierter Hardrock, an dem Kritiker bemäkeln werden, dass er manchmal etwas sehr nah an bekannten Vorbildern (AC/DC, Free) entlangschrammt.

Die Kritiker irren, zumindest was die erste Hälfte der CD angeht. Vielleicht sind wir als alte Befürworter der Solothurner Band nicht objektiv genug; aber die konzentrierte Wucht der ersten fünf Songs, die Vielfalt trotz bewusst beschränkten Stilmitteln – das hat Stil, Klasse und Substanz. Von Rohr meisselte alles Unnötige weg. Natürlich sind die Riffs von AC/DC inspiriert, aber man muss die Frage stellen dürfen, ob an diesem Punkt nicht die



«Selbstbeschränkung aufs Notwendige.»

Australier von ihrem Schweizer Original überholt werden. Millimetergenau sind die Gitarren verzahnt, nie fauchte Sänger Storace gefährlicher als auf «Let the Good Times Roll». Der persönliche Favorit ist der Titelsong, den man beliebig oft anhören kann, ohne dass seine fädenziehende Slide-Intensität nachlässt.

Was es hier ausmacht, ist die Reduktion aufs Wesentliche. Keine Ausschweifungen, kein Gefummel, nur das Allernötigste, davon allerdings genug. Beim Hören dieser Platte schwingt naturgemäss immer auch Melancholie mit. Man fragt sich einfach, was aus dieser Band nach ihren rasanten Anfängen noch alles hätte werden können, wenn sie sich vor bald dreissig Jahren nicht selber ins Abseits manövriert hätte durch Streit und Zwietracht. Bandleader und Produzent Chris von Rohr rollt jetzt mit nachholender Kraft das Feld wieder von hinten auf. Während sich die Konkurrenten von einst allmählich in den Ruhestand verabschieden, mobilisiert er die Energien der verpassten Jahre. Wir übertreiben nicht: Die Band Krokus ist ein rares Beispiel für einen Schweizer Unterhaltungsbetrieb, der sich international durchsetzte, weil dahinter ein wichtiges, von vielen Erfolgsfirmen praktiziertes Rezept steht: Konzentration der Kräfte. Disziplin der Ausführung und Selbstbeschränkung aufs Notwendige. Gratulation.

Trotz allem Getöse ums Bankkundengeheimnis und um den innenpolitischen Streit um Anpassung oder Widerstand gegenüber der EU: Die Schweiz ist doch ein interessantes, fast hätte man gesagt: gesegnetes Land, in sich zerstritten, stets konfliktfreudig, mit einer Regierung ausser Form, aber am Ende des Tages solid und vernünftig. Eine entscheidende

Qualität der Schweiz ist die Bescheidenheit ihrer Einwohner. Wo immer die Schweizer zur Grösse neigen, droht Gefahr. Wirtschaftlich brachten die letzten Jahre die Einsicht, dass unsere Banken kein Talent haben für Spekulationsgeschäfte an der Wall Street. Wir sind Dienstleister, Service-Erbringer, Produzenten. Buchhalter Nötzli statt Master of the Universe. Politisch sind wir dabei, eine Grössenfantasie früherer Jahre allmählich zu Grabe zu tragen: die Idee, die Schweiz müsse in der EU aufgehen, weil sie zu klein sei, um auf Dauer zu bestehen. Intuitiv wird dieses Vorhaben mittlerweile von vielen als irrig durchschaut, aber erstaunlicherweise gibt es immer noch zahlreiche intelligente Leute, die sich von solchen Vorstellungen magisch angezogen fühlen.

Vor fünfzig Jahren erschien «Unbehagen im Kleinstaat», eine bahnbrechende Schrift des Zürcher Germanisten und ehemaligen ETH-Rektors Karl Schmid (1907–1974). Die Leistung dieses Buches bestand darin, dass es gegen den damals anrollenden Zeitgeist einer offenbar weitverbreiteten Schweizverdrossenheit an die Qualitäten des Kleinstaats erinnerte. Schmid kritisierte insbesondere Schweizer Schriftsteller, die an der vermeintlichen Enge und an der Provinzialität der Schweiz abseits der grossen Hauptachsen der Geschichte litten. Schmid hielt in einem späteren Brief zu seinem Buch fest: «Wir dürfen eben nicht aus Unbehagen am Kleinstaat die Grossstaaten kopieren. [...] Das Gegenteil von Unbehagen im Kleinstaat ist nicht das Behagen im Bürgertum, sondern die Bescheidung innerhalb derjenigen Grenzen, die einem gesetzt sind.»

Schmid predigte nicht dumpfe Zustimmung zur Schweiz, wie Thomas Sprecher in seiner exzellenten Biografie des Autors überzeugend darlegt. Aber er wusste um die Vorzüge eines Staatswesens, das seinen Bürgern einen Sinn für Bescheidenheit und Grenzen vermittelt. Noch heute gibt es besonders unter Journalisten und Intellektuellen einen modischen Urverdacht gegen alles Provinzielle, womit man oft auch pauschal die Schweiz identifiziert. Nichts ist falscher. Seine Provinzialität macht die Qualität des Kleinstaats aus. Provinziell bedeutet: konkrete, überschaubare Verhältnisse, Vertrautheit, die Selbstverständlichkeit des Naheliegenden. Wenn das fassbare Provinzielle das Gegenteil des unfassbar Globalen ist, dann wird man sich vernünftigerweise lieber ans Provinzielle halten.

Provinziell bedeutet geerdet, verwurzelt, im Unterschied zu abgehoben. Die Schweiz ist provinziell im guten Sinn. Die «übermächtige Erwartung, das Glück des Einzelnen sei in die Grösse des Staates verschlungen, dem er angehört», ist mit Blick auf die EU im Rückzug, wenn auch nach wie vor vorhanden. Bescheidenheit ist eine Schweizer Qualität, die mit der erfreulichen Beschränktheit des Staates aufs engste zusammenhängt.



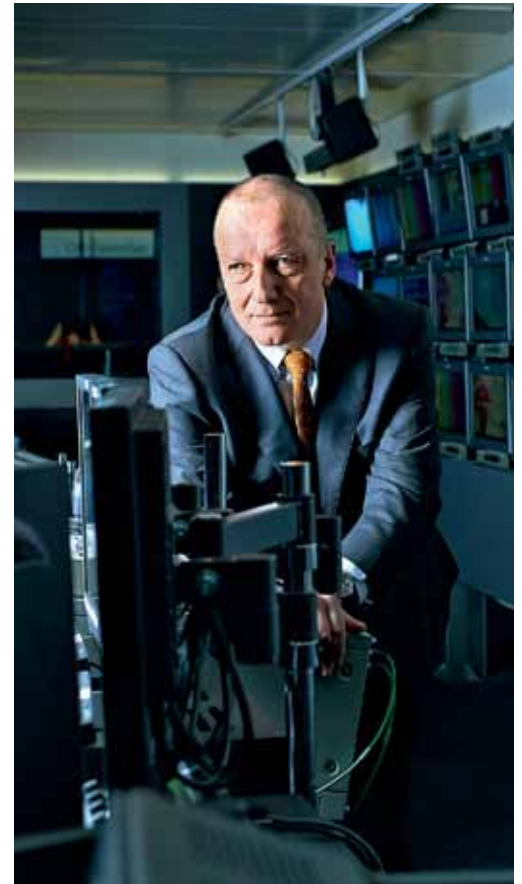
*Glamourös:* Peng Liyuan. Seite 46



*Erklärungsbedarf:* Unwetterschäden. Seite 24



*Geheimnisvoll:* Mond. Seite 48



*Kampf für Europa:* Roger de Weck. Seite 28

## Kommentare & Analysen

### 5 Editorial

- 11 Kommentar Brave Alternative für Deutschland
- 11 Im Auge Ekaterina Rybolowlewa, Inselbesitzerin
- 12 Helvetismen Irritierte Schweizer Sprachseele
- 12 Asylwesen Kampagne gegen Zwangsausstaffungen
- 13 Personenkontrolle Schröder, Spuhler, Holland, Flach etc.
- 13 Nachruf George Jones, Country-Musiker

### 14 **Alles für den guten Zweck**

Kurt Röthlisbergers eigenmächtiger Umgang mit Spenden

- 16 Die Deutschen Auf Pump
- 16 Wirtschaft Einmaleins für Bern
- 17 Banken Angriff auf die Schweizer Rechtsordnung
- 18 Mörgeli Im Namen der Reputation
- 18 Bodenmann Sommarugas Chügeli-Medizin
- 21 Medien Wer will den Landboten aus Winterthur?
- 21 Gesellschaft Wie Männer schimpfen
- 22 Leserbriefe/ Darf man das?

## Hintergrund

### 24 **Warten auf die Katastrophe**

Forscher können keinen Klimawandel nachweisen

### 26 **Schönschwätzer und Schulkritiker**

Starphilosoph Precht will eine «Bildungsrevolution»

### 28 **De Wecks privater Feldzug**

Die politische Mission des SRG-Generaldirektors

### 30 **Wer regiert die SRG?**

Regionale Vielfalt – politisch dominiert aber Mitte-links

### 32 **Auffangnetz für die Welt**

Rorschach: Bedenkliche Entwicklungen in der Fürsorge

### 34 **Valium für die Märkte**

Politiker fordern ein «Ende des Sparens»

### 36 **Männer im Gebüsch**

Golfspieler in der Schweiz – alles über diese Minderheit

### 38 **Hobby Manager André Dosé**

### 40 **Favoriten Fünf spezielle Plätze**

### 42 **Grossbritannien Churchill auf der Fünfpfundnote**

### 43 **Zeitgeschichte Weltwoche-Artikel vom 1. Januar 1958**

### 44 **Die Frau an der Seite des Bombenlegers**

Die Verwandlung der Konvertitin Katherine Russell

### 46 **Peng! Chinas neues Gesicht**

Peng Liyuans Spagat ist nur in China möglich

### 48 **Die Kräfte des Mondes**

Aberglaube dominiert unser Bild vom Erdtrabanten

### 50 **Deutschlands Geist**

1813 kam der geniale Komponist Richard Wagner zur Welt

### 52 **«Ich ging spielen. Jeden Tag»**

Der Mann, der 3,5 Millionen Franken gewann – und verspielte

### 55 **Essay Frauen, die besseren Männer**

Auch Spitzenkoch  
**Andreas Caminada** nutzt  
den Combi-Steam von V-ZUG.



Gut erfunden:  
Gourmet-Menü auf Knopfdruck.



Entscheiden Sie sich für Schweizer Qualität: der Combi-Steam XSL mit der Weltneuheit GourmetDämpfen.

Zu Hause kochen wie die Maîtres de Cuisine: Dank vorprogrammierter Gourmet-Rezepte gelangen Ihnen die feinsten Menüs auf Knopfdruck. Erfahren Sie mehr über unsere einzigartigen Innovationen und unsere 100-jährige Geschichte unter [vzug.ch](http://vzug.ch)

facebook.com/vzug.ch



Führend in Küche und Waschraum



«Ich betreibe keine Effekthascherei»: Theaterregisseur Rau. Seite 56

## Interview

### 56 Die Weltwoche vor Gericht

Nach Stücken über Ceausescu, den Genozid in Ruanda und den Massenmörder Breivik inszeniert Milo Rau diese Woche einen Schauprozess gegen die *Weltwoche*

## Stil & Kultur

62 Stil & Kultur Fabio Biasio, Fotograf

64 Bestseller

64 Fotografie Jubiläumsausstellung im Fotomuseum Winterthur

65 Literatur Mario Vargas Llosa über die Banalisierung der Kultur

65 Jazz Madeleine Peyroux

66 Top 10

66 Kino «Iron Man 3»

67 Fernseh-Kritik «Alperöösli 2013»

68 Namen Wechsel bei Fabric Frontline; Cocktail bei Sotheby's

69 Hochzeit Nieves Palmer und Raphael Fellmer

69 Thiel Sempach

71 Im Gespräch Bill Lumsden, Master Distiller

72 Wein I Probi di Papiano Sangiovese di Romagna Superiore Riserva 2009

72 Die Besten Design für jedes Budget

73 Auto Jaguar XF 2.2 D Sportbrake Prem. Luxury

73 Zu Tisch Restaurant Clouds, Zürich

74 MvH trifft Chesley B. Sullenberger, Pilot

# WW MAGAZIN

## JETZT AUCH FÜRS iPAD

Erhältlich im  
Apple-  
Zeitungskiosk  
**GRATIS**







HELVESKO<sup>SWISS MADE</sup>, LADYSKO und dansko-  
Bequemschuhe werden exklusiv für  
INTEGRA Nusshof AG in der **SCHWEIZ**  
und in **EUROPA** produziert, mit viel  
Handarbeit für beste Qualität.

z.B. für SIE  
HELVESKO<sup>SWISS MADE</sup>

BELLA  
weiss (Nappa)  
mint (Nubuk/Nappa)  
Gr. 3 6-42 169.-

### Bestellen Sie über den Versand

Gerne senden wir Ihnen **gratis** unseren 112-seitigen  
Frühlings-/Sommer-Katalog 2013:

**INTEGRA Nusshof AG**  
Hauptstrasse 173 / 4422 Arisdorf BL  
Tel. 061 816 98 88 / Fax 061 816 98 80

Das gesamte Sortiment finden Sie auch unter:  
**www.integra-ag.ch**



### Besuchen Sie unsere Fachgeschäfte

**Arisdorf (BL)** Hauptstrasse 173  
**Chur (GR)** Vazerolgasse 1  
**Gossau (SG)** St. Gallerstrasse 8  
**Ittigen (BE)** Im Talgut-Zentrum  
**Luzern (LU)** Frankenstrasse 12

**Schlatt/Neuparadies (TG)**  
Gewerbezentrum «paradies»,  
Diessenhoferstrasse 14c  
**Urdorf (ZH)** Bergstrasse 37  
**Möhligen (AG)** Salinenstrasse 12

Weitere Fachgeschäfte in:  
Genf, Lausanne, Losone, Sion und Yverdon

*Entdecken Sie die bequemsten Schuhe Ihres Lebens!*

**HELVESKO**   
SWISS MADE

**LADYSKO**

**dansko**

*Bestimmen Sie, wer  
Ihr Unternehmen eines  
Tages weiterführt.  
UBS Unternehmens-  
nachfolge.*



**Jetzt die Zukunft Ihres Unternehmens  
gestalten:** Telefon 0844 853 002 oder  
[www.ubs.com/unternehmensnachfolge](http://www.ubs.com/unternehmensnachfolge)

**Nachfolgeplanung ist unser Handwerk seit 1862.**

Mit UBS Unternehmensnachfolge unterstützen wir Sie neu mit einer noch breiteren Palette von Werkzeugen und Dienstleistungen.

Dazu zählt unter anderem die Bewertung Ihres Unternehmens oder die Hilfe bei der Nachfolgersuche – unabhängig von der Grösse Ihres Betriebs. Auf diese Weise vereinfachen wir Ihre Entscheidungsfindung wirksam. Nutzen Sie unsere langjährige Erfahrung und unser grosses Know-how für eine familieninterne oder externe Nachfolge. Wir freuen uns auf ein persönliches Gespräch mit Ihnen.

*Wir werden nicht ruhen*



# Piraten und Professoren

Von Peter Keller — Die Euro-kritische Partei Alternative für Deutschland sorgt für Nervosität. Dabei ist sie nicht einmal eine harmlose Variante der SVP.



Brave Truppe: AfD-Gründer Lucke.

Manchmal kann Politik richtig ironisch sein. Angela Merkel ist zur unfreiwilligen Namenspatin jener Jungpartei geworden, die ihre Wiederwahl im Herbst am meisten gefährdet. «Alternativlos» nannte die Bundeskanzlerin 2010 den Rettungsschirm für Griechenland. Ausgerechnet «Alternative für Deutschland» (AfD) nennt sich nun jene Gruppierung, die den heutigen Euro für eine Fehlkonstruktion hält und den Ausstieg aus der Währungsunion propagiert.

## Unbehagen über die Milliarden Garantien

Der Name ist Programm und Provokation zugleich: Demokratien müssen Alternativen bieten, ob bei den Positionen oder den Parteien. Auch eine alternativlose Währungsunion ist sonst nichts anderes als eine verkappte Währungsdiktatur. Umfragen zeigen, dass das Anliegen der AfD auf Anklang stösst. Gross ist das Unbehagen über die Milliarden Garantien für die europäischen Schuldenstaaten. Noch grösser die Sorge, dass am Ende der deutsche Steuerzahler für den Schlendrian anderer geradestehen muss.

Gründer der neuen Protestpartei ist der Ökonomeprofessor Bernd Lucke. Man hängt ihm gerne das Etikett «Populist» an. Aber es verfängt nicht. Zu differenziert kommt dieser feingliedrige Mann rüber, der selbst in Stefan

Raabs Polit-Talk lieber doziert als auf die Pauke haut. Sein primäres Ziel sei der freiwillige Ausstieg der Südstaaten aus dem Euro, erklärte er dem Publikum geduldig, sein sekundäres Ziel die Bildung kleinerer Währungsgemeinschaften. Damit holte er bei Raab stattliche 41,4 Prozent im Zuschauer-Voting.

## Professorale Bedenkenträger

Innerhalb weniger Jahre ist mit der AfD in Deutschland die zweite Parteigründung mit nationaler Ausstrahlung gelungen. 2006 nahmen die Piraten Kurs auf die Parlamente in Berlin und den Bundesländern. Die meisten Kommentatoren waren entzückt über die Partei, die keine sein wollte. Dass da weder Programm noch Strukturen vorhanden waren, wurde, wenn überhaupt, als charmante Kinderkrankheit getadelt. Inzwischen sind die Piraten abgewrackt und die Professoren auf dem Vormarsch: Allein im wissenschaftlichen Beirat der AfD tragen sämtliche fünf Mitglieder die Insignien der höchsten akademischen Weihen.

Im Gegensatz zur Piratenpartei schlägt der AfD von Anfang an eisige Ablehnung entgegen. Man wirft ihr vor, eine Ein-Themen-Partei zu sein – was die Grünen bis heute sind. Als bei der Gründung ein sichtlich älterer Wirrkopf die Deutschlandfahne schwenkte, wurde umgehend verbreitet, die rechtsextreme NPD unterwandere die Partei. Das ist gezielter Unfug. Die AfD ist nicht einmal die Kukident-Version der Schweizerischen Volkspartei, sondern eine brave Truppe von professoralen Bedenkenträgern.

Der legendäre bayrische CSU-Ministerpräsident Franz Josef Strauss gab einmal die Direktive raus: Rechts von uns ist die Wand. Und rechts von Angela Merkel? Ihr Vorgänger Gerhard Schröder von der SPD, spotteten bisher bürgerliche Kritiker der Kanzlerin. Tatsächlich hat die Pastorentochter ihrer linken Konkurrenz laufend die Themen abgegraben: sei es beim Atomausstieg oder beim Mindestlohn.

Zugeständnisse nach links, Zumutungen nach rechts. Bislang funktionierte der Merkelsche Kreuzstich. Jetzt gibt es die AfD – und damit eine Alternative für Angela Merkel. Aber auch hier könnte die Politik wieder richtig ironisch werden: Möglicherweise fehlen die AfD-Stimmen am Ende der CDU zur Regierungsbildung – und bringen eine SPD an die Macht, die sich sogar für eine Vergemeinschaftung der Schulden aller Euro-Staaten ausspricht.

# Papas Liebling



Ekaterina Rybolowlewa, Inselbesitzerin.

Zum 22. Geburtstag schenkte ihr der Papa als Annehmlichkeit ihres Studentinnenlebens in New York die Attikawohnung mit Blick über den Central Park. Jetzt, zum 24., hat sich Dmitry Ewgenewich Rybolowlew noch übertroffen, obwohl er gerade mit der Bank of Cyprus viel Geld verlor: Er machte sein Liebkind Ekaterina zur Besitzerin von Skorprios. Jenem hellenischen Eiland aus der Sagenwelt der Schönen und Reichen, wo im fernen Jahr 1968 der Reeder Aristoteles Onassis die Präsidentenwitwe Jacky Kennedy heiratete, um sorgt von 600 Bediensteten. Enkelin Athina Onassis, 28, hat das Inselchen jetzt ihrer russischen Freundin angeblich für hundert Jahre überlassen, dank den 117 Millionen Euro, die Rybolowlew, der russische Kali-Milliardär aus Perm im Ural, hinblätterte. Die rekordverdächtige Zuwendung weckt tiefenpsychologische Neugier an der Vaterliebe für Lieblingskinder (Ekaterina hat noch ein jüngeres Schwesterchen, Anna, geboren 2001).

Als verwöhntestes Königskind ging die Infantin Margarita Theresa in die Geschichte ein, eines von sechs Kindern des Herrschers Philipp IV. von Spanien. Sie wurde wie eine Erwachsene eingekleidet und sass in allen Altersstufen dem Hofmaler Velázquez Modell, und diese Leinwandschätze sind heute viel mehr wert als, beispielsweise, die Insel Skorprios. Mit 15 wurde sie bereits nach Wien verkuppelt, wo sie als Kaiserin nach sechs Geburten mit 21 Jahren starb, obwohl später der Psychoanalytiker Alfred Adler behauptete, Lieblingskinder hätten bessere Lebenschancen als Aschenbrödel, was Väterchen Dmitry wissen könnte, denn ursprünglich war er Arzt. Bekannt ist auch der Fall der berühmtesten Lieblingstochter Russlands. Swetlana Stalin flüchtete, lebenslanglich traumatisiert, in die USA.

Ekaterina hat immerhin das Glück, dass sie sich im Kreis von Schicksalsgenossinnen über ihre Sorgenwelt austauschen kann, mit Tamara Ecclestone, Paris Hilton, Georgina Bloomberg und Charlotte von Monaco – dort ist auch Papa zu Hause, in einem Palast der Belle Epoque, Kaufpreis 229 Millionen Euro. Peter Hartmann

# Helvetismen

Von Andreas Kunz — Die zarte Schweizer Sprachseele ist irritiert.

**T**op Secret», «Voice of Switzerland» oder «Happy Day»: Der Bündner Nationalrat Martin Candinas (CVP) mag die englischen Sendungsnamen im Schweizer Fernsehen nicht mehr hören. In einer Interpellation forderte er den Bundesrat auf, «seinen Einfluss geltend zu machen», damit das SRF künftig auf Anglizismen verzichte. Candinas geht es dabei um nicht weniger als «den Zusammenhalt des Landes», der durch diese «schädlichen Tendenzen» gefährdet sei, wie er in seinem Vorstoss schreibt. Prominente Unterstützung erhält der Bündner unter anderem von Filippo Leutenegger (FDP) und Cédric Wermuth (SP), welche die Interpellation mitunterzeichneten.

Ob Sendungstitel wie «Die Stimme der Schweiz» oder «Ein glücklicher Tag» tatsächlich den Zusammenhalt des Landes fördern würden, bleibe dahingestellt. Doch Candinas' Aufruf zur Sprachpflege soll nicht unerhört bleiben: Viel mehr als die Anglizismen, mit denen man sich öffentlich ohnehin als Wichtig-tuer blamiert («Das isch unbelivebell»), stört die Schweizer der zunehmende Gebrauch hochdeutscher Wörter, die unsere geliebten und identitätsstiftenden Helvetismen verdrängen. Coop zum Beispiel fragte letztes Jahr in einer Werbekampagne ernsthaft: «Chame das grille?» – bevor sie nach Reklamationen diesen Sommer wieder zum schweizerdeutschen Wort «grilliere» wechselten. Und auch Calanda-Bräu trat an den Stammtischen eine Welle der schäumenden Empörung los, als sie das «Panaché» in ein «Radler» verwandelte.

Die Hauptschuldigen in dieser leidigen Geschichte sind allerdings die Journalisten. Allen voran das Online-Portal *20 Minuten*, bei dem sich in jüngster Zeit eine wahre Flut von Wörtern eingeschlichen hat, die der zarten Schweizer Sprachseele widerstreben: «Bürgersteig» oder «Gehsteig» wird dort das Trottoir genannt und «Bahnsteig» das Perron. Mit dem «Roller» statt dem «Töff» wird über die Landstrasse «geschippert», bevor er «geparkt» wird, statt «parkiert». Schier endlos liesse sich die Liste des sprachlichen Grauens weiterführen: «Wie warme Semmeln», «Schnäppchenalarm», «Scherzkekse veräppeln», «das kann uns schnuppe sein», «Lasterfahrer», «Faustfeuerwaffe», «Knöllchen» oder «Schnauze halten» heisst es bei *20 Minuten*.

Liebe Kollegen, nehmt die Deutschen auf eurer Redaktion doch mal zur Seite, bevor sie mit ihrer teutonischen Sprache das Fuder überladen (übersetzt: «Des Guten zu viel tun»).

# Fesseln anlegen

Von Markus Schär — Mit einer Kampagne gegen einen Arzt sollen die Zwangsausschaffungen von abgewiesenen Asylbewerbern verhindert werden.

Die Arme und die Beine an einen Rollstuhl gefesselt, den Kopf in einen Helm samt Spuckschutz gesteckt: So setzt die Polizei jene auszu-schaffenden Asylbewerber ins Flugzeug, die mit Gewalt drohen. Die «Rundschau» zeigte in ihrer Ausgabe von Anfang Jahr ein Filmchen, mit dem die Aktivistengruppe «Augen-auf» eine Zwangsausschaffung nachstellte. Und sie zweifelte zwölf Minuten lang die Praxis des Bundesamtes für Migration (BfM) von SP-Bundesrätin Simonetta Sommaruga an.

Der Beitrag der «Rundschau» war der eine Höhepunkt einer Kampagne, mit der die Akti-visten seit einem halben Jahr die Zwangsausschaffungen blockieren wollen. Der andere Höhepunkt war ein Artikel des *Tages-Anzeigers* vom letzten Montag, der dem verantwortlichen Arzt zu Unrecht Mitschuld an einem Todesfall vor zwölf Jahren unterstellte.

Vor drei Jahren starb ein 29-jähriger Nige-rianer bei einer Zwangsausschaffung – weil er herzkrank und von einem Hungerstreik ge-schwächt war, wie die Untersuchung ergab. Deshalb müssen seither ein Arzt und ein Ret-tungssanitäter die Ausschaffungsflüge beglei-ten. Allerdings schrieb die Schweizerische Akademie der Medizinischen Wissenschaften nach dem Tod des Nigerianers in ihren Richt-linien fest: «Unter Umständen, die eine medi-zinische Beurteilung und Behandlung beein-



«Fatales Signal»: gespielte Ausschaffung.

trächtigen, hat der Arzt die moralische und rechtliche Verpflichtung, die Begleitung der Ausschaffung zu verweigern.»

Wohl deshalb bewarb sich nur ein Interes-sent um den Auftrag des Bundesamtes, der Militärarzt Daniel Herschkowitz. Dank sei-nem Einsatz liessen sich die Zwangsausschaf-fungen seit dem letzten Jahr korrekt und si-cher durchführen – doch die Aktivisten schossen sich auf Herschkowitz ein. Ihre Mit-teilungsorgane feuerten Salven von Artikeln ab: Die *Wochenzeitung* berichtete unter dem Titel «Genügend Handlanger im Angebot» über das «Ausschaffungsgeschäft», bei dem das Bundesamt zum Staatsgeheimnis mache, wer davon «profitiere». Und der *Tages-Anzeiger* beschuldigte den verantwortlichen Arzt diese Woche sogar der Beteiligung an einem längst abgeschlossenen Todesfall.

## Arzt verhinderte Zwischenfälle

Im Sommer 2001 musste die Stadtpolizei Bern einen wahnsinnig gewordenen Kurden über-wältigen, der in seiner Wohnung Frau und Kinder bedrohte. Sechs Polizisten drückten ihn schliesslich zu Boden, Daniel Hersch-kowitz als Rega-Arzt gab ihm Spritzen zur Beruhigung. Der Mann erlitt unter dem Ge-wicht der Polizisten einen Atemstillstand, er starb nach vier Tagen im Koma. Die Polizisten, wegen fahrlässiger Tötung angeklagt, wurden freigesprochen, die Spritzen von der Rechts-medizin als Todesursache ausgeschlossen. Aber das hinderte den *Tages-Anzeiger* zwölf Jahre danach nicht am Titel: «Herschkowitz war Arzt im Fall Cemal G.»

Dem Ziel, den Arzt und damit die Ausschaf-fungsflüge unmöglich zu machen, diente aber vor allem der Beitrag der «Rundschau»: Ob-wohl es seit 2010 gerade dank der ärztlichen Be-gleitung zu keinen Zwischenfällen mehr ge-kommen ist, befragte die Reporterin zwölf Minuten lang Experten zu möglichen Risiken bis hin zum Einwand, das in seltenen Fällen zum Schutz von Erregten verabreichte Medi-kament könne Alpträume verursachen. Die Sprecherin des BfM, Gaby Szöllösy, musste klar-stellen, worum es eigentlich geht. Auf die Zwangsausschaffungen zu verzichten, wäre ein «fatales Signal», erklärte Szöllösy: «Es würde heissen: Man kann nach einem langen, langen Asylverfahren selber entscheiden, ob man die Schweiz verlassen will.» Doch die BfM-Spre-cherin hatte gegen die Bilder vom Gefesselten mit Helm und Spuckschutz keine Chance.

## Personenkontrolle

### Schröder, Spuhler, Holland, Flach, Kant, Minacapilli

Er komme per Flugzeug und Limousine aus Peking, scherzte Gerhard Schröder im Weinfelder «Thurgauerhof», nicht etwa mit der Kavallerie. Und auch sonst bemühte sich der deutsche Alt-Bundeskanzler bei der Thurgauer Industrie- und Handelskammer, sich von seinen SPD-Genossen abzusetzen. Er zeigte viel Einfühlungsvermögen für die Gastgeber, darunter Bahnunternehmer und alt SVP-Nationalrat Peter Spuhler, der ihn in die Provinz gelockt hatte: «Sie tun sich ja schwer mit Europa; im Moment kann ich das sogar verstehen.» Er sparte die Angriffslust für seine Nachfolgerin auf, die er nicht habe gewinnen lassen, damit einmal eine Frau Deutschland regiere: «Als ich anfang, waren wir der kranke Mann



*Keine Kavallerie:* Schröder (l.), Steinbrück.

Europas, jetzt sind wir die gesunde Frau – obwohl sie wenig dazu beigetragen hat.» Diese Stunde bester Unterhaltung bot der gefragte Redner angeblich ohne Honorar, nur mit Gottlieb Hüppen und kubanischen Zigarren beschenkt. Vielleicht wollte sich der ehemalige Bundeskanzler auch damit von seinem geschäftstüchtigen Genossen und Mochtegern-Nachfolger Peer Steinbrück abheben. (sär)

Seit der Antike gehört die Logik zu den sieben freien Künsten – für die Pro Helvetia nicht mehr. Im Jahresbericht der Schweizer Kulturstiftung freut sich deren neuer Direktor Andrew Holland: «Das internationale Interesse an Schweizer Kultur ist trotz der Finanzkrise ungebrochen gross.» Und er folgert daraus scharfsinnig: «Umso wichtiger ist es, dass wir diese Nachfrage aktiv fördern.» Wegen der aufwendigen Massnahmen, um das grosse Interesse per Subvention noch grösser zu machen, konnte die Pro Helvetia allerdings die weiteren Aufgaben, die ihr das Gesetz neu zuweist, nur «gestaffelt in Angriff nehmen». So gab die Stiftung erst eine Studie in Auftrag, wie sich die Schweizer Designförderung am wirksamsten ergänzen liesse: Im Zentrum steht bei der Förderung die Frage, «welches die wirksamsten Hebel sind, um den ausge-



*Markterfolg:* Pro-Helvetia-Chef Holland.

zeichneten Ruf des Schweizer Designs in der Welt zu erhalten, gar zu stärken». Denn auch für Markterfolge braucht es im Kulturbetrieb Subventionen – logisch. (sär)

Die Zürcher Klubszene, so konstatierte Nightlife-Kolumnist Alex Flach kürzlich im *Tages-Anzeiger*, ende nun «bei der Hardbrücke». Die Ära des «Club Q», der sich weiter westwärts befindet, so prophezeite er, sei nun definitiv zu Ende. Der Grund: Das Lokal wurde von Milos Kant und Massimo Minacapilli übernommen, die in Luzern mit beachtlichem Erfolg das «Opera» betreiben. Dass Flach das «Opera» grottenschlecht findet, ist nicht neu, er hat das schon mehrmals auf den verschiedensten Kanälen geschrieben. Als die neuen Besitzer die Buchhaltung des «Club Q» überprüften, machten sie allerdings eine wundersame Entdeckung: *Tagi*-Kolumnist Flach hatte von den früheren Betreibern für seine Pressearbeit monatlich pauschal 1500 Franken erhalten. War das Ausbleiben der monatlichen Zahlung etwa der Grund, warum der *Tagi*-Kolumnist nun auch den «Club Q» plötzlich überflüssig fand? Alex Flach bestätigte auf Anfrage, dass er von über einem Dutzend Klubs für PR-Arbeit bezahlt werde. Zu diesen Kunden habe früher auch der «Club Q» gehört. Er sehe diese Problematik, doch er habe seine Doppelrolle gegenüber dem *Tages-Anzeiger* offen deklariert. Er könne sehr wohl einen Unterschied machen zwischen PR-Aufträgen und seiner *Tagi*-Kolumne, in der er auch mal einen Kunden kritisiere oder dessen Konkurrenten lobe. Man könne bei ihm auch nicht journalistische Massstäbe anwenden – «schliesslich bin ich nur ein Kolumnist». (axb)



*Doppelrolle:* Kolumnist Flach.

## Nachruf



*Ergreifend:* Country-Musiker Jones.

**George Jones (1931–2013)** — Für eingefleischte Rockfans war der Texaner mit dem kantigen Kinn schon rein äusserlich das musikalische Feindbild per se. Meist trat er im glitzernden Cowboy-Outfit vor sein Publikum, die greinenden Gitarren schwelgten bittersüss im Hintergrund; als Projektionsfläche für klebrige und rückwärtsgewandte Klischees taugte George Jones allein schon wegen seiner abenteuerlich ondulierten Frisur. Wer sich aber mit dem Sänger George Jones und seiner Geschichte beschäftigte, kam – unsanft – auf die Welt: Jones erzählte in seinen Songs von Verzweiflung, vergeblicher Liebe und Einsamkeit; seine Stimme konnte tatsächlich zu Tränen rühren. Sein Bariton war nicht anders als schlicht und ergreifend – ein bleibendes Denkmal musikalischer Wahrhaftigkeit. Für Sinatra war er «the second greatest singer in America», doch das schönste Kompliment über den genialischen Redneck stammte von Country-Legende Waylon Jennings: «Wenn wir alle so singen könnten, wie wir singen möchten, würden wir so klingen wie George Jones.» Es waren beileibe nicht nur Technik und Schmelz, die das vokale Charisma dieses Ausnahmesängers ausmachten. Jones war ein ungebärdiger Gefühlsbesessener, der Frauen verzweifelt liebte und erlitt. Er trank bis zum Umfallen, nahm Kokain und war lange, wegen ständiger Absagen, als «No-show Jones» verpönt. Songs wie «She Thinks I Still Care» oder «White Lightning» werden immer zum Grundstock des amerikanischen Kulturguts gehören. George Jones starb vergangenen Freitag 81-jährig in Nashville. *Thomas Würdehoff*



Auf Lebzeiten gesperrt: Fifa-Schiedsrichter Kurt Röttlisberger (Mitte) an der Fussball-WM 1994 in Chicago.

## Spenden

# Alles für den guten Zweck

*Von Alex Baur* — Bestechung auf dem Fussballplatz, Mauscheleien mit EM-Tickets – der Name Kurt Röttlisberger steht nicht gerade für Transparenz und Fairplay. Das gilt auch für den eigenmächtigen Umgang mit Spenden der Non-Profit-Organisation Nez Rouge.

Schaut man sich die publizierten Zahlen an, steht die Aargauer Sektion von Nez Rouge einsam und mit grossem Abstand an der Spitze. Rund 1600 angetrunkene Autolenker hat der freiwillige Dienst in den letzten Jahren jeweils während der Adventszeit und übers Neujahr sicher nach Hause chauffiert. Die erfolgreichsten aller anderen Sektionen – Zug, Luzern, Bern, Zürich, Genf und Jura – schaffen gerade mal halb so viele Fahrten.

An sich ist dieser Dienst, der auf Freiwillige und Sponsoren baut, für die Nutzniesser kostenlos. Im Zentrum steht vor allem eines: Alkoholbedingte Tragödien auf den Strassen während der Festtage sollen verhindert werden. Wer von Nez Rouge profitiert, wird gleichwohl zu einer Spende für einen guten Zweck eingeladen. Und die meisten zahlen auch. Die freiwilligen Chauffeure von Nez Rouge kassieren die Spenden – in der Regel sind es zwischen fünfzig und

hundert Franken pro Fahrt –, vor Ort ein und geben das Geld bei der jeweiligen Sektion ab. Diese wiederum leitet den Ertrag nach Abzug der Unkosten an eine gemeinnützige Organisation weiter.

### Als wäre es sein eigener Betrieb

Nun möchte der eine oder andere Spender wissen, welchem guten Zweck seine Gabe dient – und das ist für die rund achtzig freiwilligen Aargauer Chauffeure jeweils ein peinlicher Moment. Denn sie wissen die Antwort nicht. Wie viel Geld wohin fliesst, das ist ein streng gehütetes Geheimnis von Kurt Röttlisberger. So heisst der Mann, der Nez Rouge im Aargau aufgebaut hat und seit zwanzig Jahren führt, als wäre es sein eigener Betrieb.

Anders als alle anderen Sektionen von Nez Rouge gibt der Aargauer Ableger grundsätzlich keine Zahlen über seine Spenden bekannt. Die

*Weltwoche* hat gleichwohl nachgeforscht und ist dabei zu einem frappanten Schluss gelangt: Ausgerechnet der überaus erfolgreiche und von potenten Sponsoren getragene Aargauer Ableger von Nez Rouge leitet markant weniger Spenden an gemeinnützige Institutionen weiter als alle anderen Sektionen. Im laufenden Jahr waren es gerade mal 2250 Franken, die ans Schulheim Effingen gingen. Im Vorjahr wurde eine Igel-Stiftung mit 3000 Franken bedacht. Zum Vergleich: Die Zürcher Sektion von Nez Rouge gab heuer 25 000 Franken (Vorjahr: 37 000 Franken) an eine gemeinnützige Institution weiter, bei der Luzerner Sektion waren es 10 000 Franken, bei der Zuger Sektion 8000 Franken. Wie geht das auf? Sind die Aargauer etwa Spendenmuffel?

Dieses Missverhältnis ist auch einigen freiwilligen Helfern von Nez Rouge im Aargau aufgefallen und sauer aufgestossen. Diskret haben sie deshalb auf eigene Faust Daten ge-

sammelt und diese auf die letzte Adventskampagne hochgerechnet. Dabei kamen sie zum Schluss, dass rund 97 000 Franken an Spenden eingegangen waren. Diese Zahl steht in einem krassen Missverhältnis zu den 2250 Franken, die ans Heim Effingen überwiesen wurden. Wo floss der Rest der Spenden hin?

Anders als alle anderen Sektionen im Lande ist der Aargauer Ableger von Nez Rouge weder als Verein noch als Stiftung konstituiert. Es gibt keine Generalversammlung, an der von Röthlisberger gegenüber den Helfern und der Allgemeinheit Rechenschaft abgelegt werden müsste. Zwar hat auch die Aargauer Sektion einen sogenannten Vorstand. Doch es gibt keine Vereinsstatuten, in denen die Wahl dieses «Vorstandes» geregelt wird. De facto wird die Crew per Fingerzeig von einem starken Mann bestimmt. «König Kurt» lässt sich in seinem Reich von niemandem dreinreden.

Röthlisberger, ursprünglich Bezirksschullehrer für Französisch, Geschichte und Englisch, der auch schon mal für die SVP (erfolglos) als Nationalrat kandidierte, ist eine schillernde und im Aargau bestens vernetzte Figur. Weltweit für Schlagzeilen sorgte der Mann als Fussballschiedsrichter auf dem internationalen Parkett, und das nicht nur wegen bisweilen schwer nachvollziehbarer Pfiffe und roter Karten. 1996 sperrte der europäische Fussballverband (Uefa) Röthlisberger wegen eines Korruptionsvorwurfes auf Lebzeiten (es ging um 100 000 Franken Bestechungsgeld für ein internationales Spiel; Röthlisberger räumte sein Fehlverhalten anfänglich ein, machte später aber geltend, das auf Französisch verfasste Protokoll falsch verstanden zu haben).

Röthlisberger verdiente seinen Lebensunterhalt bereits damals als Geschäftsleiter von «Aarau eusi gsund Stadt», einer vom heutigen Ständerat und Präventivmediziner Felix Gutzwiller ins Leben gerufenen Stiftung, die von der Stadt Aarau massgeblich mitgetragen wird. Das Korruptionsurteil der Uefa tat dem Ansehen des stadtbekanntesten und leutseligen Röthlisberger (Ehrenmitglied beim FC Aarau auf Lebzeiten) allerdings kaum Abbruch. Im

Gegenteil. Viele sahen ihn als Opfer einer Intrige. Im Rahmen der Gesundheits-Stiftung baute Röthlisberger sein eigenes Projekt auf: die Sektion von Nez Rouge.

Nez Rouge spielte auch eine zentrale Rolle, als Röthlisberger 2008 erneut in die Schlagzeilen geriet. Wie der *Blick* und die *Aargauer Zeitung* damals aufdeckten, hatte er die Adressdaten von rund hundert Helfern benutzt, um in deren Namen (zumeist ohne deren Wissen) an der Auslosung von begehrten Tickets für die Fussball-Europameisterschaft teilzunehmen. Um die Mausechelei zu vertuschen, gab er bisweilen fingierte Mail- und Wohnadressen an. Als die Sache aufflog, wurden die Ticketkäufe sistiert.

Einmal mehr sah sich Röthlisberger als Opfer einer Intrige. Stadtrat und Gesundheitsvorsteher Michael Ganz (Pro Aarau) liess es bei einem scharfen Verweis bewenden. Was weniger bekannt ist: Ganz kennt Röthlisberger von Kindesbeinen an, war er bei diesem doch vier Jahre lang zur Schule gegangen. Es wäre wohl übertrieben, aus dieser Konstellation gleich

### Wie viel Geld wohin fliesst, das ist ein streng gehütetes Geheimnis von Kurt Röthlisberger.

auf Kumpanei zu schliessen. Doch die Episode zeigt, wie eng die Verhältnisse in Aarau sind. Umso wichtiger wäre Transparenz.

Im selben Jahr kam es innerhalb des Vorstandes von Nez Rouge Aargau zu einem Eklat. Vorstandsmitglied Walo Beck verlangte Einsicht in die Bücher, was von Röthlisberger als Affront empfunden wurde. Wie Beck auf Anfrage erklärte, war ihm der eigenmächtige und lockere Umgang mit Spendengeldern unter Röthlisberger schon seit geraumer Zeit sauer aufgestossen. Strafbare Unterschlagungen habe er keine nachweisen können, es sei vielmehr um diverse kleine Vorfälle im Graubereich (Benzinbezüge, Spesen, fehlende Quittungen) gegangen. Beck wurde darauf wegen angeblich mangelnder Loyalität kurzerhand aus dem Vorstand ausgeschlossen.

Röthlisberger wirft Walo Beck heute noch vor, die freiwilligen Helfer auf ungebührliche Weise verdächtigt zu haben. In Wahrheit richtete sich die Kritik nie gegen die Freiwilligen, sondern gegen ihn, den Chef. Und das nicht ohne Grund. Gerade bei einer Institution wie Nez Rouge, wo hohe Geldbeträge in bar einbezahlt werden, ist die Versuchung gross, sich für das (erfolgreiche) Engagement mit einem Griff in die Kasse selber zu belohnen. Ein Anschauungsbeispiel dafür liefert die Sektion Bern, die im letzten Herbst Strafanzeige gegen ihren vormaligen Präsidenten einreichte. In der Vereinskasse fehlen über 10 000 Franken. Die mutmassliche Veruntreuung flog schnell auf, weil in der Sektion Bern von Nez Rouge die Buchhaltung kein Staatsgeheimnis ist.

Kurt Röthlisberger sieht das anders. «Was in Bern passierte», so erklärt er auf Anfrage, «wäre bei uns nicht möglich.» Die Buchhaltung seiner Sektion von Nez Rouge werde über die Stiftung «Aarau eusi gsund Stadt» sehr wohl kontrolliert, und zwar von den Profis der Stadtkasse. Die Freiwilligen hätten sich nie für die Finanzen interessiert, sonst hätte man diese ohne weiteres offengelegt. Das gähnende Loch zwischen den Spenden (geschätzte 97 000 Franken) und den weitergereichten Spenden (2500 Franken) erklärt er durch den erhöhten administrativen Aufwand, den die semiprofessionelle und erfolgreiche Organisation mit sich bringe. Das Generieren von Spenden sei auch nicht der primäre Zweck von Nez Rouge. Für weitere Auskünfte verweist Kurt Röthlisberger an die Aarauer Stadtverwaltung.

Wie der zuständige Stadtrat Michael Ganz auf Anfrage einräumt, sind die nebulösen Strukturen im Aargau «tatsächlich heikel». Das sei bislang einfach kein Thema gewesen, doch man werde die Frage der Transparenz nun wohl auf den Tisch bringen müssen. Zumindest beim Schweizer Dachverband von Nez Rouge ist man aber längst hellhörig geworden. Wie Verbandssprecher Ferdinand Ottiger auf Anfrage erklärte, musste auch die Aargauer Sektion dieses Jahr erstmals eine detaillierte Abrechnung einreichen. ○



ARVI  
THE SWISS BANK OF  
FINE AND RARE WINES

ARVISA  
Via Pedemonte 1  
CH-6818 Melano  
T 091 649 68 88  
F 091 648 33 75  
info@arvi.ch  
www.arvi.ch

## UNSERE EMPFEHLUNGEN FÜR BORDEAUX EN PRIMEUR 2012

### HIGHLIGHTS DER WOCHE



RENE GABRIEL 19  
**VALANDRAUD**  
St.Emilion 2012  
CHF 113.40



JAMES SUCKLING 93-94  
**LYNCH BAGES**  
Pauillac 2012  
CHF 85.30



JAMES SUCKLING 92-93  
**RAUZAN SEGLA**  
Margaux 2012  
CHF 52.90

Cantemerle - Haut Médoc 2012  
CHF 25.90

Clerc Milon - Pauillac 2012  
CHF 45.35

Alter Ego de Palmer (2nd Vin de Palmer)  
Margaux 2012  
CHF 55.10

D'Armailhac - Pauillac 2012  
CHF 36.70

Mouton Rothschild - Pauillac 2012  
CHF 356.40

Lafite Rothschild - Pauillac 2012  
CHF 534.60

Bordeaux 2012 sind im Frühling/Sommer 2015 lieferbar.  
Preis pro Flasche inkl. MwSt. / 75cl, Zwischenverkauf vorbehalten. Franko Melano. Transport nicht im Preis enthalten.

## Auf Pump

Von Henryk M. Broder — Der Staat und das Prinzip des Tante-Emma-Ladens.



**N**och vor einer Generation war es üblich, beim Kaufmann an der Ecke anschreiben zu lassen. Man kaufte auf Kredit und bezahlte am Monatsende, wenn die Löhne aus-

bezahlt wurden. So kamen die Kunden einigermassen über die Runden; der Kaufmann musste zwar gegenüber seinen Lieferanten in Vorkasse treten, hatte aber dafür einen Kundenstamm, der ihm in Treue verbunden war.

Diese Tante-Emma-Läden gibt es nicht mehr. Möglicherweise haben noch einige im Altmühltal oder in einem entlegenen Winkel des Spreewaldes die Konzentration im Einzelhandel überlebt, aber dann stehen sie entweder unter örtlichem Denkmalschutz oder gehören zum Kulturerbe der Unesco. Früher wusste jede Hausfrau, dass man sich nur das leisten kann, was man bezahlen kann. Wer heute kein Geld hat, der lässt ebenfalls anschreiben – er zahlt mit der Kredit- oder EC-Karte. Auch diese Schulden müssen bezahlt werden, aber nicht am Monatsende, sondern irgendwann. Inzwischen ist jeder zehnte erwachsene Deutsche überschuldet.

Für den Staat gilt dasselbe. Ende des Jahres 2012 hatten Bund, Länder und Gemeinden über zwei Billionen Schulden angehäuft. Für das «Bundesschuldenwesen», also Zins und Tilgung der Kredite, die der Bund aufgenommen hat, gehen elf Prozent des Bundeshaushalts drauf, genauso viel wie für die Verteidigung.

Nun hat Angela Merkel vor kurzem in einem Zeitungsinterview einen bemerkenswerten Satz gesagt: «Wohlstand auf Pump geht nicht mehr, das muss allen klar sein.» Heisst das, die alte Hausfrauenregel kommt wieder zum Einsatz? Mitnichten. Im laufenden Jahr wird allein der Bund etwa 17 Milliarden Euro an Krediten aufnehmen, um den Haushalt zu finanzieren. Weil es etwa 1,7 Milliarden weniger sind als im Entwurf vorgesehen, gilt das bereits als eine Sparmassnahme. Sparen bedeutet also nicht weniger ausgeben, Konsumverzicht, sondern etwas weniger Schulden machen. Und während die Zahl der Privatinsolvenzen zwischen 2000 und 2012 von 14 000 auf 130 000 gestiegen ist, macht der Staat auf Pump weiter. Wäre die Bundesrepublik ein Tante-Emma-Laden, hätte sie längst Privatinsolvenz anmelden müssen.

## Einmaleins für Bern

Von Silvio Borner — Das Parlament lässt sich in seiner Gesetzgebung nur selten von ökonomischen Betrachtungen stören. Die Folge sind Entscheide mit unbeabsichtigten Wirkungen.

**I**mmmer wieder wird in dieser Kolumne der (fehlende) ökonomische Sachverstand im Parlament kritisiert. Warum eigentlich? Drei Argumente:

1—Der Alkoholkonsum der Jungen soll kontrolliert und eingeschränkt werden. Ob das medizinisch oder gesellschaftlich richtig oder falsch ist, spielt für eine rein ökonomische Betrachtung keine Rolle. Es geht nur darum, die falschen oder richtigen Instrumente zu identifizieren.

Die falschen Massnahmen: Die Politiker haben sich erstens für ein generelles Verkaufsverbot alkoholischer Getränke über die Gasse nach 22 Uhr entschieden und zweitens für Mindestpreise mit dem Ziel, billige Alkopops zu verteuern. Beides ist höchst ineffizient und hat unnötige Nutzenverluste zur Folge. Die Öffnungszeitenbeschränkung trifft nicht nur die Zielgruppe, sondern die gesamte Bevölkerung. Sie schießt somit weit übers Ziel hinaus und kann erst noch leicht umgangen werden.

Weiter sind staatlich fixierte Mindestverkaufspreise für bestimmte Getränkeformen kontraproduktiv, weil die Jungen leicht auf Bier und Wein ausweichen können (und auch werden). Wir haben ja bereits eine flächendeckende Alkoholsteuer, die man hätte erhöhen können, um genau das zu verhindern. Das wagten die Politiker aber nicht, um die erwachsenen Bier- und Weinsäufer nicht zu vergraulen.

Die richtigen Massnahmen: Wenn man nur die Jungen vom Kauf von Alkoholika abhalten will, dann ist die amerikanische Lösung die bessere. Junge Konsumenten müssen sowohl im *liquor store* wie an der Bar unaufgefordert ihre Identitätskarte zücken. Dies unabhängig von der Tageszeit.

Davon ausgehend, dass die Parlamentarier dies alles wissen, gibt es nur eine rationale Erklärung für den Entscheid: Die anvisierten Billigstprodukte werden vor allem aus dem Ausland importiert. Eine Preisuntergrenze hilft somit den einheimischen Schnapsanbietern, aber nicht den schutzbedürftigen Jugendlichen!

2—Die «Preisinsel Schweiz» ist grösstenteils natürlich, weil wir hohe Lohn- und Raumkosten haben. Entscheidend für den Wohlstand des Einzelnen ist die Kaufkraft der Einkommen, und diesbezüglich ist die Schweiz immer

noch eine (leider schrumpfende) Wohlstandsinsel. Dass der Vorsprung schwindet, liegt aber nicht am «Abriss» durch ausländische Lieferanten von Markenartikeln, wie Teile des Parlaments annehmen, sondern am stotternden Produktivitätsfortschritt in der Schweiz. Dieser ist besonders langsam in den vor internationalen Wettbewerb geschützten Binnensektoren, wie etwa dem Detailhandel. Hier leisten wir uns zwei verschachtelte und verzettelte Grossverteiler, restriktive Ladenöffnungszeiten und Parkierungsregimes sowie eine abgeschottete Landwirtschaft.

Fernab dieser ökonomischen Analyse will der Ständerat jetzt aber das sogenannte Nivea-Problem lösen, indem er ausländische Lieferanten verpflichtet, zu den gleichen Bedingungen in die Schweiz zu liefern wie in andere OECD-Länder. Das lenkt von den echten Problemen des fehlenden Wettbewerbs in der Schweiz ab. Leider droht es auch, eine

Grundlage unserer freiheitlichen Marktordnung zu zerstören: die Vertragsfreiheit.

3—«Ökonomische Renten» sind unverdiente Einkommen. Einkünfte, die nur aufgrund einer natürlichen oder künstlichen Verknappung des Angebots entstehen. Werden wie beim Wein oder beim Fleisch Importe per Gesetz auf eine bestimmte Men-

ge limitiert, entsteht eine künstliche Importkontingentsrente. Durch die Angebotsverknappung schnellert der Preis für Wein oder Fleisch in die Höhe. Wie die so entstehende «Importrente» verteilt wird, ist zunächst völlig wurscht und wird im politischen Verteilungskampf entschieden.

### Geschenk wider Willen

Wenn dem so ist, dann geben wir doch dieses finanzielle Geschenk am besten dem Steuerzahler zurück, indem wir die Importkontingente versteigern. Einen solchen Auktionsmechanismus hat das Parlament neulich unter dem Beifall der Bauern wieder rückgängig gemacht.

Der lachende Dritte sind die Grossmetzgereien, denn in ihren Taschen landen die unverdienten Einkommen. Bei den inländischen Fleischproduzenten bleibt nichts übrig. Sie haben – ohne es zu merken – den Verarbeitern ein Geschenk gemacht, dessen Kosten wir alle zu tragen haben.





# Trauerspiel in fünf Akten

Von René Zeyer — Mit der Anklage gegen die kleine Privatbank Frey und eine Anwaltskanzlei setzen die USA ihren Angriff auf die Schweizer Rechtsordnung fort. Das Versagen des Bundesrats in dieser Angelegenheit ist historisch einmalig.



Neue Kampfzone: US-Staatsanwalt Bharara.

**1 — Der Verrat.** Die UBS hat ab 2009 nicht nur Tausende von Kunden- und Mitarbeiterdaten über Schweizer Behörden an die USA ausgeliefert, sondern via Bankenaufsicht Finma auch die sogenannten «closing instructions», also Angaben darüber, zu welchen anderen Schweizer Banken rund 19 000 US-Kunden der UBS geflüchtet sind. Damit war das Schweizer Bankkundengeheimnis Geschichte – ohne dass das die anderen Schweizer Banken erfuhren. Sie übernahmen Kunden, nicht wissend, dass die Amerikaner wussten, woher die Kunden kamen und vor allem: zu wem sie gingen. Ein bis heute nicht aufgearbeiteter Skandal unter Beteiligung der Bundesbehörden und des Bundesrats.

**2 — Die Folgen.** Die USA veröffentlichten 2011 eine Hitliste von elf weiteren Schweizer Banken und klagten einzelne Mitarbeiter an. 2012 erfolgte die Anklage gegen die Privatbank Wegelin, die ein Jahr später mit der Selbstentlebung des ältesten Geldhauses der Schweiz endete.

**3 — Die Ausdehnung der Kampfzone.** Der rührige US-Staatsanwalt Preet Bharara klagt neu einen leitenden Mitarbeiter der kleinen Privatbank Frey (knapp 2 Milliarden Anlage-

vermögen) an – und erstmals einen Anwalt, Partner der renommierten Grosskanzlei Niederer Kraft & Frey (NKF) an der Bahnhofstrasse Zürich. Bank Frey und NKF sind personell eng verflochten. Der Vorwurf des US-Verfolgers lautet, seit der Affäre UBS, immer gleich: «Verschwörung» zur Verheimlichung von Vermögen und Erträgen von US-Steuerpflichtigen auf Schweizer Banken. In seiner 41-seitigen Klageschrift führt Bharara detailliert Aussagen von sechs anonymisierten «Klienten» der beiden Angeklagten auf, inklusive Zitate aus Gesprächen und E-Mails. Offensichtlich schöpfen die US-Behörden aus dem grossen Fundus von rund 39 000 Selbstanzeigen von US-Steuerpflichtigen, die auf dem Verrat durch die UBS und die Schweizer Behörden basieren.

NKF, mit rund 130 Anwälten als Aktiengesellschaft organisiert, steht vor einem Scherbenhaufen. Dass der angeklagte Ex-Partner und Ex-Verwaltungsrat am 25. April 2013 von seinen Funktionen zurückgetreten ist, löst das Haftungsproblem nicht.

**4 — Erschliessung neuer Geldquellen.** Für die juristische Strukturierung von komplizierten Vermögensverhältnissen greifen Banken seit vielen Jahren auf die Dienste von spezialisierten Anwälten zurück. Neben NKF, die unter anderem für die UBS und die CS tätig sind, tummeln sich auf diesem Gebiet die Zürcher Platzhirsche Bär & Karrer, Schellenberg Wittmer, Lenz & Staehelin sowie Baker & McKenzie. Recht schmallippig mit «Kein Kommentar» oder mit «Nein» reagieren sie auf die Anfrage, ob auch sie potenzielle Probleme mit der US-Staatsanwaltschaft sehen.

Hunderte von Anwälten wissen sich der existenzbedrohenden Gefahr ausgesetzt, dass ihre in der Schweiz legale Tätigkeit, mittels des todgeweihten Formulars R bei einer Schweizer Bank ein Konto oder ein Depot für einen Mandanten zu eröffnen, von den USA als Beteiligung an einer «Verschwörung» zur Steuerhinterziehung verstanden werden kann. Obwohl kein Anwalt, keine Bank dazu verpflichtet ist, den steuerlichen Zustand verwalteter Vermögen zu überprüfen – weder in den USA noch in der Schweiz.

Bislang hat es noch kein Schweizer Finanzhaus gewagt, es in den USA auf einen Prozess ankommen zu lassen. Allein die Klagedrohung genügt, um die Bank durch den unweigerlich

folgenden Ausschluss von Geschäften in der Weltwährung Dollar in die Knie zu zwingen. Das wird bei Anwaltskanzleien nicht anders sein.

**5 — Die nächste Ausweitung der Kampfzone.** Nach den Banken und Anwaltskanzleien sind Versicherungsgesellschaften als Nächste dran. Mit sogenannten «Insurance-Wrappers», also dem Einbringen von Vermögen in einen Lebensversicherungsmantel, haben sie sich angreifbar gemacht: Verschwörung. Einer der grössten Anbieter ist Swiss Life, demnächst kann dort der Blitz einschlagen. Bevor der Vorhang fällt, ist die Bühne übersät mit Opfern, die sich ausnahmslos keiner Gesetzesverstösse in der Schweiz schuldig gemacht haben. Und deren Schuld in keinem einzigen Fall in den USA von einem Gericht bestätigt wurde.

**Epilog.** Bei NKF ist auch Dr. Peter C. Honegger Partner, die Koryphäe in der Beurteilung der strafrechtlichen Rechtshilfe, die USA und die Schweiz betreffend. Just die hebeln die Amis aus. Wer angeklagt wird, steht vor dem Ruin und zieht seine Kanzlei möglicherweise mit in den Abgrund – obwohl er höchstens der Helfershelfer eines Helfershelfers war, der einem US-Steuerpflichtigen ausserhalb der Jurisdiktion der USA legale Dienstleistungen anbot.

Möglich wird dieses Trauerspiel durch ein historisch einmaliges Versagen der Schweizer Regierung. Sie unternimmt nichts, um die Rechtssouveränität unseres Landes gegen imperialistische Übergriffe einer Grossmacht zu verteidigen, die ihre Steuernormen zum weltweit gültigen Standard erhebt und mit aussergesetzlichen Mitteln durchsetzt. Reine Machtpolitik ohne Moral, durch die in der Schweiz Rechtssicherheit durch Willkür ersetzt wird. ○

## GEFRAGTE «REAL ASSETS»



«Lesen Sie in unserer Kundeninformation Check-Up ([www.reichmuthco.ch](http://www.reichmuthco.ch)), wie wir für Sie in reale Güter mit soliden Cash-Flows investieren.»

Dr. Stefan Hasenböhler

PRIVATBANKIERS  
**REICHMUTH & CO**

INTEGRALE VERMÖGENSVERWALTUNG

CH-6000 LUZERN 7 RÜTLIGASSE 1 +41 41 249 49 49  
CH-8002 ZÜRICH TÖDISTRASSE 63 +41 44 299 49 49  
[www.reichmuthco.ch](http://www.reichmuthco.ch)

## Im Namen der Reputation

Von Christoph Mörgeli

Vor fünfzehn Jahren geriet die Schweiz wegen nachrichtenloser Vermögen der Kriegs- und Vorkriegsjahre unter internationalen Beschuss. Die inländischen Gegner unseres Finanzplatzes in Politik und Medien taten das Übrige. Resultat: rascher Einbruch der Verantwortungsträger. Vorschlag einer Solidaritätsstiftung aus Goldreserven durch die Gutmenschen. Milliardenzahlung der Banken als Wiedergutmachung. Reparationen für die Reputation. Die neutrale Schweiz blechte. Österreich und Italien hingegen zahlten so ziemlich nichts – wie wenn sie vom Zweiten Weltkrieg überhaupt noch nie etwas gehört hätten.

Wegen der Reputation gründete Bundesbern damals die «Präsenz Schweiz». Zwecks «Public Diplomacy» und «Nation Building». Nichts verstanden? Ziel erreicht. Jedenfalls eine staatliche Fassadenreinigungsstelle mit viel Imagepflegepersonal. Damit auf unsere Reputation nie mehr ein Stäubchen falle. Genützt haben die Staatsstellen und die vielen Millionen nichts. Sonst wären 2009 die Attacken auf unser Land und seine Banken verhindert worden.

Doch es kam wieder zum Reputationsschaden. Die inländischen Gegner des Finanzplatzes in Politik und Medien taten das Übrige. Resultat: rascher Einbruch der Verantwortungsträger. Auslieferung von mehreren tausend Bankdaten an die USA. Abschaffung des Bankkundengeheimnisses für Ausländer. Angebot der Abgeltungssteuer. Amtshilfe auch bei Steuerhinterziehung. Vorschlag eines automatischen Informationsaustauschs. Eigentlich für Ausländer. Noch lieber auch für Inländer.

Nun soll eine bundesrätliche «Finanzplatzstrategie» die verlorene Reputation retten. Mit einer Verschärfung der Sorgfaltspflicht für die Banken und Strafbestimmungen, wie sie kein anderes Land der Welt kennt. Und wie sie weder die EU noch die OECD noch die G-20 von uns je verlangt haben. Ziemlich sicher ist gerade die bevorstehende Bankgesetzrevision der grösstmögliche Reputationsschaden. Denn die Anleger des In- und Auslands wollen keinen Polizei- und Überwachungsstaat.

Die Schweiz wurde zum erfolgreichsten Vermögensverwalter wegen ihrer Rechtssicherheit und wegen ihres Bankkundengeheimnisses. Ein Reputationsplus war auch die politische Stabilität. Ich fürchte darum, eine Schweizer Finanzministerin einer Fünf-Prozent-Partei ist kein Stabilitätsplus. Sondern ein Reputationsschaden.

Der Autor ist Historiker und SVP-Nationalrat.

## Sommarugas «Chügeli»-Medizin

Von Peter Bodenmann — Im Gegensatz zur Ventilklauseel bremst der Freihandel für landwirtschaftliche Produkte die Zuwanderung.



Unwirksam: Justizministerin Sommaruga (r.), Migrationschef Gattiker.

Jede mittlere Agglomeration auf der Welt hat heute acht Millionen und mehr Einwohner. Je näher die Menschen beieinander wohnen, desto kleiner ist die Umweltbelastung pro Kopf. Desto innovativer und freier die Gesellschaften. Denn Stadtluft macht freier. In jeder Beziehung.

Es gibt in Europa Regionen, die boomen. Und andere, die unter Abwanderung leiden. Abwanderung ist schlimmer als Zuwanderung. Der Grossraum München kennt vergleichbar viel Zuwanderung wie das schweizerische Mittelland. Wir sind kein Sonderfall, sondern ein Normalfall.

Staaten und Kantone, die den Strukturwandel bremsen, geraten ins Hintertreffen. Nichts belegt dies besser als das von der SVP seit Generationen dominierte und kontrollierte rurale Bern. Niemand bezieht heute mehr Gelder aus dem Finanzausgleich als der einst stolze Kanton Bern.

Professor Reiner Eichenberger fordert uns auf, bei der Zuwanderung von den Bernern zu lernen. Die haben das von den Untertanen abgepresste Geld in ihren Burgerschaften gebunkert. Und mit diesem nichts bewegt.

Trotzdem kann die Schweiz die Welle der Zuwanderung innovativ dämpfen. Und gleichzeitig ein wirklich dringendes Problem lösen: Die Produktivität in unserem Land stagniert. Die realen Pro-Kopf-Einkommen stei-

gen seit längerem nicht mehr. Dies, weil notwendiger Strukturwandel in vielen Branchen verhindert wird.

Von 100 Franken, die Berner Bauern pro Jahr einnehmen, erhalten sie 56 Franken vom Staat. Deshalb rutschen auf der knappen Million Hektaren Schweizer Bauernland viel zu viele Bauern herum.

Wir leiden nicht unter Staatskindern, sondern unter Staatsbauern. Vorab im Kanton Bern. Bundesrat und Parlament müssten endlich den freien Warenverkehr für landwirtschaftliche Produkte realisieren. Damit Schweizer Konsumenten ohne Strafsteuern vom freien Kotelettenverkehr profitieren könnten. Die realen Einkommen würden endlich steigen.

Die Folgen: Weniger Bäuerinnen und Bauern würden umweltfreundlicher gleich viele landwirtschaftliche Produkte wie bisher neu zu europäischen Preisen herstellen. Weniger unproduktive Bäuerinnen und Bauern bedeuten weniger Zuwanderung von Deutschen in die Schweiz. Weil die etwas griesgrämigen Bauern neu die Alten pflegen würden. Und die netten Bäuerinnen die kranken Alten.

Stattdessen verschreibt uns die Berner Bundesrätin Simonetta Sommaruga mit ihrem Stichentscheid unwirksame SP-«Chügeli»-Medizin. Typisch Kanton Bern.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

# Mit guter Lektüre den Frühling geniessen und gewinnen!



Nur je  
Fr. 20.–

- ✦ **Schweizer Familie.** Überraschend anders. **10 Ausgaben für nur Fr. 20.– statt 49.– oder 1 Jahr für Fr. 202.–** (52 Ausgaben).
- ✦ **Saisonküche.** Das Kochmagazin für den guten Geschmack. **6 Ausgaben für nur Fr. 20.– statt 29.40 oder 1 Jahr für Fr. 39.–** (12 Ausgaben).
- ✦ **Weltwoche.** Fundierte Recherche, intelligente Provokation, überraschende Geschichten. **5 Ausgaben für nur Fr. 20.– statt 32.50 oder 1 Jahr für Fr. 225.–** (52 Ausgaben).
- ✦ **Welt der Tiere.** Das Schweizer Tiermagazin für die ganze Familie. **3 Ausgaben für nur Fr. 20.– statt 24.– oder 1 Jahr für Fr. 45.–** (6 Ausgaben).

**Jetzt Abo bestellen und mit etwas Glück 1000 Franken in bar gewinnen!**

**Sie können auch per E-Mail bestellen. Senden Sie Ihre Anschrift und die gewünschte(n) Zeitschrift(en) an [office@rohner.biz](mailto:office@rohner.biz). Mit einer Bestellung via E-Mail nehmen Sie auch an der Verlosung um die 1000 Franken teil.**

**Teilnahmebedingungen:** Ohne Kaufzwang. Bei einer Teilnahme ohne Bestellung senden Sie **SONNE** (Abstand), Name und Adresse an **919** (Fr. 1.–/SMS). Oder senden Sie eine Postkarte mit Ihrer Adresse an: Freiraum Werbeagentur AG, Wettbewerb Frühlingsabo-Aktion, Mühlezelgstrasse 53, 8047 Zürich. Einsendeschluss (Datum des Poststempels) ist der 31.7.2013. Der Rechtsweg ist ausgeschlossen. Es wird keine Korrespondenz geführt. Der/die Gewinner/in wird schriftlich benachrichtigt. Mitarbeiter/innen der teilnehmenden Verlage sind vom Wettbewerb ausgeschlossen. Das Angebot ist gültig für Neukunden aus der Schweiz bis 31.7.2013.

**ERLEBEN SIE DESIGN UND  
BEWEGUNG IN VOLLENDUNG.**

## **DER NEUE RANGE ROVER.**

Von Grund auf neu konzipiert und doch unverkennbar ein Range Rover, bringt die vierte Generation der britischen Design-Ikone so einiges in Bewegung. Als weltweit erster SUV mit Vollaluminium-Monocoque-Karosserie wiegt er bis zu 420 kg weniger als seine Vorgänger und setzt damit neue Massstäbe in seiner Klasse – was den Verbrauch wie auch das Handling betrifft. Der neue Range Rover fährt sich noch komfortabler und wirtschaftlicher. Dabei fällt er mit seinem aerodynamischen Design auf und lässt mit seinem noch luxuriöseren Interieur keine Wünsche, aber viel Platz für Fahrer und Passagiere offen. Am besten kommen Sie jetzt bei Ihrem Land Rover-Fachmann für eine Probefahrt vorbei.

[www.landrover.ch](http://www.landrover.ch)



ABOVE AND BEYOND



## Mittelmässiges Interesse

Von Kurt W. Zimmermann — Es gibt eine Schweizer Zeitung zu kaufen. Und niemand will sie so richtig. Das gab es noch nie.

Es ist eine der letzten Gelegenheiten. Wer sich schon immer eine Tageszeitung kaufen wollte, dem bietet sich nun eines der letzten Schnäppchen.

Der *Landbote* aus Winterthur ist auf dem Markt. Er ist mit einer Auflage von 32 000 Exemplaren ein recht kleines Blatt. Der *Bote* ist ein hübscher Titel, wenngleich mittelmässig gemacht und mittelmässig erfolgreich. Die meisten Schweizer ausserhalb Winterthurs haben noch nie etwas von einer Zeitung namens *Landbote* gehört.

Das Blatt ist trotzdem ein interessanter Fall, weil es die rasante Entwicklung der Medienlandschaft dokumentiert. Es gibt nur noch vier Regionen in der Schweiz ohne Monopol, vier Regionen also, wo noch Tageszeitungen aus unterschiedlichen Verlagen erscheinen. Das sind der französischsprachige Jura, das Tessin, das St. Galler Rheintal und Zürich. Ausser in Zürich sind es immer zwei Verlage, die noch im gleichen Markt aktiv sind.

Der Grossraum Zürich ist das letzte lebende Museum der Zeitungsgeschichte. Nur hier gibt es noch ein Triopol, also drei Verlage mit eigenen Tagestiteln. Neben dem *Landboten* sind das die NZZ-Gruppe mit ihrem Stammblatt und der Tamedia-Konzern mit dem *Tages-Anzeiger* und weiteren drei Zeitungen.

Das Triopol war jahrzehntelang das klassische Modell der helvetischen Zeitungslandschaft. Auch in Luzern, Bern, Solothurn, St. Gallen, Genf, Basel, Lugano und Aarau gab es drei Blätter aus drei verschiedenen Verlagen und mit drei verschiedenen Weltanschauungen. Gegen Ende des letzten Jahrhunderts stürzte das Dreier-Modell in sich zusammen. Über Fusionen und Zukäufe wurde es ersetzt durch verlegerische Monopole.

Wer also könnte an einem *Landboten* interessiert sein? Im Grunde könnten es nur Tamedia und die NZZ-Gruppe sein, allenfalls noch die AZ-Gruppe aus dem Aargau. Bei allen allerdings ist die Begeisterung nicht allzu überbordend.

Bevor wir uns kurz mit den Problemen der potenziellen Käuferschaft beschäftigen, wenden wir uns dem Aussenseiter in dieser Bieterrunde zu. Christoph Blocher wird inzwischen bei jedem Verkauf von jedem Käseblättchen als möglicher Investor genannt. Seit seinem Einstieg bei der *Basler Zeitung* weiss man allerdings, dass Blocher für eine Zeitung ungefähr so belebend ist wie Napalm für den Laubwald. Auch im links-grünen Winterthur würde sicher ein Viertel der Abonnenten in kurzer Zeit Reissaus nehmen. Das ist keine Option.



Keine Option: SVP-Nationalrat Blocher.

Für die restlichen Interessenten, die mehr auf Rendite statt auf Ideologie aus sind, ist die Sachlage dennoch verzwickelt. In den letzten zwei Jahren hat sich gezeigt, dass der Niedergang der gedruckten Presse wohl unaufhaltsam ist. Die Werbeeinnahmen und die Auflagen erodieren weiterhin in schrecklichem Masse. Die Enttäuschung in der Branche ist gross.

### Zwanzig Prozent Einsparungen

Der *Landbote* ist darum die erste Tageszeitung, die zum Verkauf steht und die niemand mit Begeisterung übernehmen will. Noch vor ganz wenigen Jahren war das anders. Als etwa die *Berner Zeitung*, die *Basellandschaftliche Zeitung*, die *Thurgauer Zeitung* und die *Basler Zeitung* auf den Markt kamen, standen die potenziellen Käufer Schlange. Alle wollten. Sie wussten, dass sie dank interner Synergien in Produktion und Overhead über zwanzig Prozent an Kosten einsparen konnten. Beim *Landboten* wäre es genauso.

Inzwischen ist es aber leider so, dass die eingesparten zwanzig Prozent in kürzester Zeit durch den Umsatzrückgang im Werbe- und Lesermarkt wieder aufgefressen werden.

Es ist darum eine Novität im Schweizer Medienmarkt zu verzeichnen. Erstmals gibt es eine hübsche Zeitung zu kaufen – und niemand ist so richtig scharf auf sie.

## «Douchebag»

Von Beatrice Schlag — Wenn Männer schimpfen, gibt es nichts zu lachen.

Eines der überraschendsten Schimpfwörter für Männer in Amerika ist *douchebag*. Man hört oder liest es jeden Tag. Obwohl *bag* eine Tasche und keine Haube ist, dachte ich anfänglich, das Schimpfwort bedeute «Duschhaube». Das machte irgendwie Sinn, weil es so weich klang und man sich leicht vorstellen konnte, welche Männer derart beschimpft werden.



Völlig falsch. Ein *douchebag* ist keiner, der sich beim Duschen ein Plastikhäubchen aufsetzt, sondern ein arroganter Hund, ein Vollidiot. Kein Weichei, sondern ein sehr männlicher Mann, den man nicht leiden kann. Wie wurde aus einem Reinigungsgerät für den weiblichen Unterleib – so die ursprüngliche Bedeutung von *douchebag* – ein Schimpfwort für aggressive und anmassende Männer? Die etwas modernere Version eines *douchebag* ist der *asshat*, genauso geläufig und rätselhaft. Du Arschhut?

Schimpfwörter sind endlos faszinierend. Warum sagen die Italiener genauso beiläufig *cazzo*, also Penis, wie wir «Scheisse» sagen? Die Amerikaner sagen *fuck* oder *shit*. In keiner der drei Sprachen denkt man dabei an das, was es bedeutet. Es ist lediglich das erste Wort, das sich aufdrängt, wenn etwas nicht läuft, wie es soll. Man sieht dabei nichts vor sich. Es fällt einem einfach aus dem Mund. Der absolut grossartigste italienische Ausruf ist *cazzo della madonna!* Etwas Absurderes gibt es nicht, schon gar nicht in einem katholischen Land. Aber wer darüber lacht, wird von jedem Italiener verständnislos angesehen. Was gibt es zu lachen, wenn einer seinem Zorn Luft macht?

Vor kurzem sagte jemand über einen Kollegen, er sei ein Warmduscher. Das stellt man sich im Gegensatz zu andern Schimpfwörtern sehr plastisch vor. Und fragt sich, was der Genuss einer Dusche, die das ganze Badezimmer einnebelt, mit einem Müsli-Fan, einem Sandalenträger oder einem Mann ohne Rückgrat zu tun hat. Wer hat diesen Humbug erfunden?

Abgesehen davon: Wie viele eisern kalt duschende Männer kennen Sie, wenn nicht gerade Hochsommer ist? Nicht die, die am Schluss kurz das heisse Wasser abstellen. Sondern diese angeblich echten Männer, die sich kein warmes Tröpfchen Wasser gönnen. Eben.

**«Zwangskonzessionen sollten mindestens Informationen über den politischen Bereich dieses Landes ausgewogen abdecken.»** *Peter Gasser*



«Obrigkeitsstreu»: Schweizer Radio und Fernsehen.

**Treffsicherer Artikel**

Nr. 17 – «Megafon der Staatsmacht»; Roger Köppel über das Schweizer Radio und Fernsehen

Die Analyse bringt es auf den Punkt. Keine Spur von Fairness und Ausgewogenheit beim Monopolisten SRG mit dem von Moritz Leuenberger zuletzt noch gelegten Ei Roger de Weck. Zwangskonzessionen sollten mindestens Informationen über den politischen Bereich dieses Landes ausgewogen abdecken. Ein Erfordernis für den Souverän in einer direkten Demokratie. Das Informationsdefizit liesse sich durch kommentarlose Direktübertragungen der Sessionen im Bundeshaus wesentlich verbessern, was erst noch kostengünstiger wäre. Statt mit Sendungen wie «Storage Wars», «My Zambo» und «Weniger ist mehr» die USA zu kopieren, wäre es wesentlich intelligenter, wenn schon kopiert werden muss, die Idee des Senders C-Span zu übernehmen.

*Peter Gasser, Engelberg*

Als jahrelanger treuer Leser der *Weltwoche*, die ich für ihren furchtlosen Einsatz für unsere freiheitlichen Grundsätze und Werte schätze, finde ich jede Woche Artikel und Kommentare, mit deren Tenor ich übereinstimme. Aber selten war meine Zustimmung grösser als bei Roger Köppels treffsicherem Artikel über das politische Unwesen des durch Zwangsgebühren alimentierten Staatsmedienmolochs SRG. Erwiesenermassen links und überaus politisch korrekt, sind die Nachrichtenredaktionen des

Schweizer Radio und Fernsehens nicht nur obrigkeitsgehörig, sondern auch tendenziös und parteiisch. Das trifft nicht nur auf die innenpolitische Berichterstattung zu, sondern auch auf die Art und Weise, wie dem Schweizer Publikum das Weltgeschehen vermittelt wird – nämlich eher feindselig gegenüber den USA und den wehrhaften Demokratien, EU-gläubig bis -hörig sowie verniedlichend bis entschuldigend gegenüber den Exzessen und Verwerfungen der totalitären Staaten und Tendenzen dieser Welt. In summa – ein Spiegelbild auf internationaler Ebene der von Roger Köppel zu Recht angeprangerten Einstellung bezüglich der schweizerischen Politik. Unser Land hat die höchsten Zwangsgebühren dieser Art in Europa, wenn nicht weltweit. Es braucht fürwahr eine Wiedergeburt der Initiative «200 Franken [jährlich] sind genug!». Dann würde sich nämlich erweisen, ob die SRG und ihre Exponenten sich mit ihrer Berichterstattung (nicht zu sprechen von ihren vielen banalen Unterhaltungsprogrammen) auf dem freien Medien- und Meinungsmarkt behaupten können oder eben nicht. *Pedro Bilar, Zug*

Es ist alles richtig, was der Autor in diesem Bericht über das Schweizer Radio und Fernsehen bemerkt. Leider aber macht er keine Vorschläge, wie man dem wirkungsvoll begegnen kann. Ein möglicher Weg wäre, wenn finanzkräftige Investoren in Medien mit ausgewogener Berichterstattung investieren würden als eine Art private Konkurrenz zum linken

Schweizer Staatsfernsehen. Herr Blocher hat im Zeitungsbereich mit der *Basler Zeitung* einmal einen Anfang gemacht.

*Peter Reich, Uhwiesen*

**Gesunder Menschenverstand**

Nr. 17 – «Sozialbehörde ausser Kontrolle»; Philipp Gut über den überbordenden Therapiestaat

Wäre dieser Artikel auch erschienen, wenn die politisch Verantwortlichen alle SVPLer wären? Fehler machen parteiübergreifend alle Menschen, und das Hautproblem ist auch nicht der sogenannte Sozial- und Therapiestaat (was für ein Unwort). Wichtig und gerecht wäre es, wenn die Verantwortlichen, die Fehler begangen haben, zu einer wie auch immer gearteten Wiedergutmachung des Schadens beitragen würden und/oder in einer (externen) Supervision/Therapie mehr Bewusstheit über ihre Motivationen und über ihr Tun bekommen würden. *Patrick Dörrer, Menznau*

Gerne denke ich an die Zeit meiner Jugend zurück, in der die Schüler weniger normiert wurden und es sogar möglich war, ein Individuum mit Ecken und Kanten zu sein, ohne dass gleich psychologische Abklärungen vorgenommen wurden oder Ritalin verabreicht wurde. Irritierend ist für mich vor allem, dass heute die Experten-Maschinerie – die natürlich immer nur das Wohl des Kindes im Auge hat – schlussendlich auch aufgrund von Kompetenzgerangel und Machtgeplänkel die Übersicht darüber verliert, was für das Kind das Beste ist. Dass zudem Massnahmen eingeleitet werden, ohne die Eltern zu informieren, ist schlicht und einfach ein Skandal! Ich bin mir bewusst, dass es leider viele Fälle von seelischen Grausamkeiten und Misshandlungen in Familien gibt, in denen zum Wohle des Kindes gehandelt werden muss und sicher auch gehandelt wird. Trotzdem habe ich das beklemmende Gefühl, dass das Kindeswohl nicht immer im Zentrum des Handelns steht, gilt es doch, die entsprechenden Fachleute auch unbedingt einzusetzen. Gesunder Menschenverstand ist bei der Einschätzung des Sachverhaltes mehr denn je gefragt!

*Reto Huber, Benglen*

**«Bis es kein Zurück mehr gibt»**

Nr. 17 – «Ablenkung gelungen»; Kommentar über das Schengen/Dublin-Abkommen von Peter Keller

Es sagte Luxemburgs Premier Jean-Claude Juncker im *Spiegel* (Nr. 52/99) Folgendes: «Wir beschliessen etwas, stellen das dann in den Raum und warten ab, ob was passiert. Wenn es dann kein grosses Geschrei gibt und keine Aufstände, weil die meisten gar nicht begreifen, was da beschlossen wurde, dann machen

wir weiter – Schritt für Schritt, bis es kein Zurück mehr gibt.» Nach diesem Motto verfährt allen voran Bundesrätin Eveline Widmer-Schlumpf, gefolgt von den Regierungsmitgliedern Simonetta Sommaruga, Doris Leuthard und Johann Schneider-Ammann et cetera.  
*Ernst Jeker, Therwil*

### Über die Bücher

Nr. 17 – «Was wollte er eigentlich?»;  
Kommentar über die FDP der Stadt Zürich  
von Alex Baur

Der Autor macht eine hervorragende Analyse über die fatale Blamage des Stadtzürcher Freisinns und seiner Führung. Visionen genügen nie, es braucht die richtigen Köpfe mit Hirn, Herz und Händen, die in der Lage sind, Inhalte in den Politmarkt glaubwürdig zu transportieren und Mehrheiten zu gewinnen. Wenn die FDP-Führung Marco Camin als Stadtratskandidaten vorschlägt, ist sie offensichtlich in Personalnot. Camin hat nicht einmal die Wiederwahl in den Kantonsrat geschafft. Sein Erbe eines ausserordentlichen Landgutes im Kreis 8 und die massiven Wahlkampfaufwendungen kommen in der aktuellen Grosswetterlage als Neidgeschichte bei Medien und Souverän nicht gut an. Wer glaubte, dass Camin gegen einen unbekanntes, jedoch dossierstarken Hochschuldozenten für Stadtentwicklung mit den richtigen Kampfthemen gewinnen könnte, der muss über die Bücher.  
*Roger E. Schärer, Herrliberg*

### Couragierte Polizisten

Nr. 16 – «Betr.: Überfall»;  
offener Brief von Philipp Gut an den  
Stadtzürcher Polizeisprecher Marco Cortesi

Wenn sich Herr Cortesi in der Öffentlichkeit über Taktik und Strategie der Polizeieinsätze äussert, erachte ich solches Verhalten als unbedacht, da er damit kriminellen Nachahmern wertvolle Informationen liefert. Schade, sehr schade für die couragierten Polizisten, die es glücklicherweise immer noch gibt. Und wie beurteilt wohl Herr Cortesi den dezidierten Grosseinsatz der Polizeikräfte in Boston?  
*Jürg Leemann, Zürich*

### Falsches Verständnis von Freud

Nr. 16 – «Freud war mein Verhängnis»;  
Katja Huber über die Psychoanalyse

Ich möchte hier auf den erschütternden Bericht von Frau Huber eingehen. Zuerst ist es mir wichtig, zu sagen, dass ich ihr absolut glaube. Diese Beschreibung einer unmenschlichen Behandlung ist hier nicht zu «analysieren» oder als sogenannte Projektionen der Patientin zu verstehen.

Da ich selber Psychoanalytikerin bin und oft in Zweit- oder Drittanalysen von solchen «Be-

handlungen» höre und selber so eine Erfahrung in einer ersten Analyse gemacht habe, weiss ich, wovon hier die Rede ist. Was dazu zu sagen ist: Hier geht es nicht um Freud oder eine freudsche Methode, sondern um ein absolut falsches Verständnis von Freud und von der Abstinenzregel. Frau Huber wurden hier offenbar Theorien übergestülpt, weil sie aufgrund ihrer Geschichte wahrscheinlich die Tendenz hatte, sich zu unterwerfen und kein Vertrauen zu ihren Wahrnehmungen entwickeln konnte. Sonst hätte sie viel früher die Analyse abbrechen können.

Diese Karikatur einer Analyse, die extrem schädlich und ruinös war, wurde schon in den siebziger Jahren von Dörte Drigalski in «Blumen auf Granit» beschrieben. Das Schreckliche hier in diesem Fall ist, dass Frau Huber es mit jemandem zu tun hatte, der absolut nicht zuhören konnte, der ein falsches Verständnis der Psychoanalyse hat. Ein Ja ist zuerst mal ein Ja, und ob es im Unbewussten ein Nein ist, wird sich vielleicht von alleine, ohne die Suggestion des Analytikers herauskristallisieren.

Besser keine Analyse als so eine traumatisierende Erfahrung, in der der Patient absolut alleingelassen wird und nur verwirrt wird. Es gibt die grosse Gefahr, aus der psychoanalytischen Methode eine Ideologie oder Religion zu machen. Dies liegt teilweise an mangelndem, deformiertem Wissen und einer unzulänglichen Ausbildung. Natürlich gibt es auch andere Analytiker, die einem wirklich helfen können.  
*Dominique Bondy, per E-Mail*

### Korrigenda

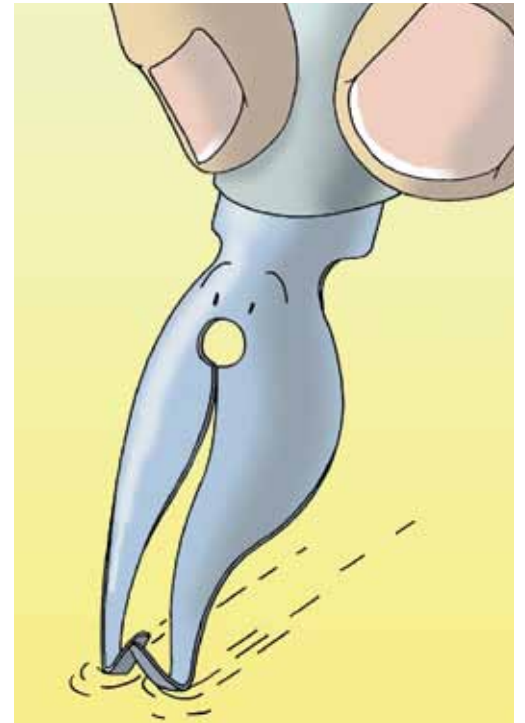
In der Rubrik «Namen» (Ausgabe Nr. 17/13) über die Bromer-Art-Collection-Eröffnung in Roggwil BE ist beim Redigieren ein Textteil missverständlich verändert worden. Der Originaltext von Hildegard Schwaninger lautet: «Da Righetti über gute Kontakte verfügt, konnte er Ursula Andress als Superstar für den Event engagieren, und so kam sogar «Glanz und Gloria», um über den Abend zu berichten.» *Die Redaktion*

### Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird. Darüber hinaus muss er sich klar auf einen in der *Weltwoche* erschienenen Artikel beziehen. Die Redaktion behält sich vor, Kürzungen vorzunehmen. Leserbriefe ohne Angabe von Name und Wohnort werden nicht publiziert.  
Postadresse: Redaktion *Weltwoche*,  
Förlibuckstrasse 70, Postfach,  
8021 Zürich.  
E-Mail: [leserbriefe@weltwoche.ch](mailto:leserbriefe@weltwoche.ch).

### Darf man das?

### Leser fragen, die *Weltwoche* antwortet



Darf man eine Volksinitiative unterschreiben, deren Inhalt man in keiner Weise unterstützt und der man bei einer allfälligen Volksabstimmung niemals zustimmen wird, nur aus dem Grund, weil man die direkte Demokratie eine gute Sache findet?

*Warin Brühlmann, Gipf-Oberfrick*

Selbstverständlich dürfen Sie dies. Verboten ist nur, dass Sie dies zweimal tun. Die Frage ist bloss, welchen Sinn Sie Ihrer Unterschrift geben und ob die Initianten, beziehungsweise ihre Mitbürger, Ihr Signal ebenso verstehen. Die Initianten werden Ihre Unterschrift anders verstehen als Sie. Sie werden denken, mit Ihrer Unterschrift würden Sie zum Ausdruck bringen, dass Sie deren Anliegen unterstützen. Doch kann Ihnen dieses Missverständnis auch egal sein. Sie könnten mit Ihrer Unterschrift übrigens auch bloss mithelfen wollen, dass es überhaupt zu einer Volksabstimmung kommt. Denn eine solche kann auch Sinn machen für jene, die Nein stimmen wollen. Hat doch ein Volks-Nein in einer Sache politisch ein grösseres Gewicht als «bloss» ein Nein der Bundesversammlung. Es wirkt dahin, dass diese Sache länger nicht wieder aufs Tapet gebracht wird. Die direkte Demokratie an sich können Sie durch die regelmässige Teilnahme an den Volksabstimmungen am besten unterstützen.  
*Andi Gross*

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an [darfmandas@weltwoche.ch](mailto:darfmandas@weltwoche.ch). Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem *Weltwoche*-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

# Warten auf die Katastrophe

Überschwemmungen und Trockenzeiten, Erdbeben und Hagelschlag drohen der Schweiz wegen des Klimawandels, in ferner Zukunft zumindest. Gegenwärtig sehen die Forscher keinerlei Trend – zum Handeln drängen sie die Schweizer gleichwohl. *Von Markus Schär*



*Tiefer Pegelstand, fehlender Trend: Lungerer Naturstausee, 2011.*

Der Satz dient als Motto für ein erfülltes Bürokratenleben. «Auch wenn aktuell kein Problem von erheblichem Ausmass vorliegt», schrieb das Bundesamt für Umwelt in einem Bericht zur Wasserknappheit, so bestehe doch «ein unbefriedigender Zustand mit Defiziten und Verbesserungsbedarf, dem mit der Entwicklung geeigneter Lösungen rechtzeitig zu begegnen ist». Und diese Lösungen für nicht vorhandene Probleme findet nur der Staat.

Nach dem trockenen Sommer 2009 wollte SVP-Nationalrat Hansjörg Walter eigentlich mit einem Postulat nur wissen, wie das knappe Wasser in solchen Zeiten zu verteilen sei. Das Bundesamt aber legte als Antwort nach gut zwei Jahren Selbstbeschäftigung dem Bundesrat einen 87-seitigen Bericht vor. Dieser hielt fest, die Schweiz erweise sich gemäss einer Analyse des Hitzesommers 2003 als «gegenüber Trockenperioden relativ unempfindlich»

und verfüge dank einer «Gunstlage» auch in Zukunft über genügend Wasser. Aber: Die Klimaforscher sagen für die zweite Hälfte des Jahrhunderts heisse und trockene Sommer voraus – um dieses Problem müsse sich die Verwaltung kümmern.

## Planung um der Planung willen

Wir haben kein Problem, also machen wir uns welche: Es ist das Motto vieler Bürokraten, nirgends aber so wie im Umgang mit dem Klimawandel. Denn es gilt nicht nur, das Land auf Hitze und Dürre vorzubereiten, sondern auch auf Extremereignisse wie Starkregen und Windstürme samt ihren katastrophalen Folgen.

«Wenn immer verheerendere Unwetter unsere Infrastrukturen, Dörfer und Städte verwüsten, werden wir immer wieder mit grossem Leid und hohen Kosten konfrontiert», warnt CVP-Nationalrätin Kathy Riklin, die

Präsidentin des «Beratenden Organs für Fragen der Klimaänderung», das schon seit 1996 den Schweizern schlimme Folgen verheisst, wenn sie nicht auf Benzin und Gas verzichten. Und auch der aktuelle Bericht «Klimaänderung in der Schweiz», den die Bundesämter für Umwelt und für Meteorologie Anfang April veröffentlichten, mahnt – mit immerhin weniger alarmistischem Vokabular – zum Handeln: «Um geeignete wirtschaftliche und politische Anpassungen vornehmen zu können, müssen die schädlichen Folgen der Klimaänderungen früh genug nachgewiesen und die Wirksamkeit der getroffenen und vorgesehenen Massnahmen evaluiert werden.»

Vor einem Jahr legte der Bundesrat den ersten Teil seiner Strategie «Anpassung an den Klimawandel in der Schweiz» vor. Für den zweiten Teil mussten die Departemente bis Ende 2012 Massnahmen melden. Die Experten



von Umweltministerin Doris Leuthard erarbeiten daraus derzeit einen Aktionsplan, den der Bundesrat Ende 2013 genehmigen soll. So lange wollte die Verwaltung aber nicht warten; sieben Bundesämter, vom Bevölkerungsschutz bis zum Veterinärwesen, schrieben bei Kantonen und Gemeinden ein Pilotprogramm aus: Diese sollen bis am 17. Mai «Interessensbekundungen» für Projekte zur Anpassung an den Klimawandel einreichen, gewünscht werden etwa Beiträge zur «Überwachung der Vitalität/Mortalität temperaturempfindlicher Nutztiere», zur «Weiterentwicklung der Warn- und Alarmierungssysteme unter Berücksichtigung der klimatischen Veränderungen» oder – ganz allgemein, als Planung um der Planung willen – für «Leitfäden und Checklisten sowie Konzepte zum Umgang mit den Unsicherheiten des Klimawandels».

### Wetter hielt sich nicht an Klimamodelle

Für alle diese Strategien und Konzepte, Leitfäden und Checklisten gilt, dass in der Diktion der Bundesverwaltung «aktuell kein Problem von erheblichem Ausmass vorliegt». Die Folgen des Klimawandels dürften die Schweiz erst in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts treffen – aber dann so katastrophal, dass sich das Land sofort «mit der Entwicklung geeigneter Lösungen» darauf vorbereiten muss.

Eigenartig nur, dass dieselben Forscher, die vor den künftigen Katastrophen warnen, bei den bisherigen Katastrophen keinerlei Trend erkennen – obwohl der Klimawandel, der zu den Extremereignissen führen soll, in der Schweiz weit fortgeschritten ist.

«Die mittlere Temperatur der Schweiz hat sich seit dem Beginn der Industrialisierung (1864–2011) um 1,7 °C erhöht», stellt der aktuelle Klimabericht fest. «Das ist ungefähr ein Drittel höher als der Anstieg der Temperatur auf den Landoberflächen der Nordhalbkugel, der 1,1 °C beträgt.» Die Folgen können die Forscher präzise messen, nicht nur bei den Gletschern, die abschmelzen, sondern auch im Grundwasser, das sich jährlich um 0,02 bis 0,05 °C erwärmt, beim St. Moritzersee, der 2011 zwanzig Tage früher auftaute als im langfristigen Mittel, oder bei den Rosskastanien in Genf, die immer früher blühen (was allerdings auch am Phänomen liegen kann, das die Forscher «Urban Heat Island» nennen – auf den Effekt, dass sich die Wärme in den Städten mit ihren Messstationen staut, führen Skeptiker einen Teil des Temperaturanstiegs zurück). Dagegen können die Forscher bei den katastrophalen Folgen des Klimawandels, die sie erwarten, bisher nur sagen, dass sich nichts sagen lässt.

Es gibt keinen Trend bei den Niederschlägen. «Ohne global wirksame Interventionsmassnahmen wird für die Schweiz ab 2050 im Sommer eine deutliche Niederschlagsabnahme erwartet», sagt zwar der «Klimareport 2011» von Meteo Schweiz voraus. Aber er stellt

– obwohl sich das Klima in der Schweiz schon kräftig erwärmt hat – nur fest: «In den Jahreszeiten Frühling, Sommer und Herbst sind keine langfristigen Trends (1864–2011) zu eindeutig mehr oder weniger Niederschlag vorhanden.» Ein statistisch signifikanter Trend zeigt sich nur im Winter – mit 20 Prozent mehr Niederschlägen in den letzten 100 Jahren. Und in den überdurchschnittlich warmen Jahren seit 1980 hielt sich das Wetter nicht an die Klimamodelle: In 12 Sommern regnete es weniger, in 19 Sommern aber mehr, als zu erwarten war.

Die Dürren, unter denen die Schweiz ab 2050 leiden soll, traten bisher nicht auf. «Im langfristigen Verlauf zeigt keine Messreihe einen signifikanten Trend zu längeren Trockenperioden», erkennt der «Klimareport 2011». Die Jahre mit den grössten Dürreschäden für die Landwirtschaft verteilen sich scheinbar zufällig über den Beobachtungszeitraum: 1947, 1865, 2003, 1949, 1893, 1911. (Zumindest die Dürren nach dem Zweiten Weltkrieg sind kein Zufall, denn in den 1930er und den 1940er Jahren erwärmte sich das globale Klima ähnlich wie in den 1990er Jahren, was zur katastrophalen «Dust Bowl» in den USA führte, einer Trockenheit, die im Mittleren Westen Hunderttausende zum Auswandern zwang.)

---

### Im August 2005 glaubten die Schweizer an den Fluch des Klimawandels.

---

Der aktuelle Klimabericht, der problematische Veränderungen im Wasserhaushalt des Landes voraussagt, hält denn auch fest: «Im Rhone- und im Rheinbecken hat die Klimaänderung die Jahresmittelwerte der Abflüsse kaum beeinflusst.» Und in einem kuriosen Kuddelmuddel von Gegenwart und Zukunft räumt er ein: «Obwohl mit häufigeren und längeren Trockenperioden und regelmässigeren heftigen Niederschlägen zu rechnen ist, zeichnet sich bei den Grundwasserständen und -abflüssen heute noch keine Tendenz ab.»

Es gibt auch keinen Trend bei den Extremereignissen. Im August 2005 glaubten die Schweizer zwar an den Fluch des Klimawandels: Hochgehende Wildbäche zerstörten Brienz und weitere Dörfer im Berner Oberland, Erdbeben trafen die Gotthardlinie, Überschwemmungen suchten Luzern, Brunnen und das Berner Mattequartier heim. Die Unwetterkatastrophe forderte mehrere Menschenleben, und sie führte zu den bisher höchsten Kosten für die Versicherer: «In der Schweiz verursachten in den letzten 36 Jahren Überschwemmungen, Erdbeben und Felsstürze finanziellen Schaden von inflationsbereinigt fast 8000 Millionen Euro», errechneten Wissenschaftler der Eidgenössischen Forschungs-

anstalt für Wald, Schnee und Landschaft (WSL) in einer Studie von 2009. «Fast ein Viertel dieser Kosten fielen im August 2005 an.»

Die Forscher stellten aber fest, sie könnten bei den Extremereignissen keine Entwicklung erkennen: «Ein statistisch signifikanter Trend für den gesamten Schaden in den Jahren 1972 bis 2007 liess sich in den Daten nicht ausmachen.» Das widersprach dem erwarteten Resultat der Studie, wie sich die Autoren selber wunderten: «Weil die meisten Wissenschaftler aufgrund des Klimawandels eine Zunahme von Schadenereignissen voraussagen, erscheint das Fehlen eines Trends in unseren Daten erstaunlich.»

Und die folgenden Jahre widerlegten die Katastrophenwarner endgültig: Selten gab es so wenig Unwetterschäden, 2012 galt mit Kosten von 40 Millionen Franken – bei einem Mittelwert (Median) von 88 Millionen und einem langjährigen, durch die Katastrophen hochgetriebenen Durchschnitt von 329 Millionen – als ausgesprochen schadenarmes Jahr.

### Vor Zecken wird gewarnt

«Extreme Ereignisse sind ungeeignete Indikatoren für die Klimaänderung», räumen deshalb die Autoren des aktuellen Klimaberichts ein. Nur beiläufig – und mit einem intellektuellen Salto – gehen sie denn auch auf das angeblich unaufhaltsame Auftauen des Permafrosts ein, das gemäss den Klimaforschern zu grossen Problemen führen soll. «Im Gegensatz zu den Lufttemperaturen weisen die Beobachtungsreihen des Permafrosts keinen einheitlichen Trend an den beobachteten Standorten auf», hält der Bericht fest. Und er schiebt nach: «Das Fehlen jeglicher Temperaturveränderungen im Untergrund heisst nicht, dass sich der Permafrost nicht verändert.»

Das Fazit: Zahllose Studien weisen nach, dass es im Gegensatz zu den Prognosen der Klimaforscher keinen Trend gibt, weder bei Hitzesommern noch bei Wassernöten, weder bei Erdbeben, bei Felsstürzen noch beim Hagelschlag. Aber zahllose Projekte, Konzepte und Strategien warnen davor, dass diese Katastrophen ganz gewiss in fünfzig Jahren eintreten, weshalb sich die Schweiz schon jetzt darauf vorbereiten muss. Die Autoren des Aktionsplans «Anpassung an den Klimawandel in der Schweiz» für den Bundesrat müssen nur noch bei sich selber abschreiben.

So gibt es selbstverständlich auch bereits eine 78-seitige Studie zu «Klimaänderung und Sport». Als eine von sechs bedrohlichen Folgen sieht das Opus die Zunahme der Zecken. Und es kennt auch bereits die Massnahme dagegen: «Zielgruppenorientierte Sensibilisierung von Sportlerinnen und Sportlern zum Thema <durch Zecken übertragene Krankheiten> unter Einbezug von Gesundheitsexperten.» Denn es gibt nur eine wahre Katastrophe: dass Bürokraten die Arbeit ausgeht. ○

# Schönschwätzer und Schulkritiker

Der Starphilosoph Richard David Precht will eine «Bildungsrevolution» für Deutschland. Was dabei herauskommt, ist die alte deutsche Sehnsucht nach einem starken Staat und einer uniformen Gesellschaft. *Von Peter Keller*

Das weisse Hemd handbreit geöffnet, darunter schimmert die glattrasierte, à point gebräunte Brust hervor. Volle Lippen, Augen in Marlene-Dietrich-Blau, die Haarspitzen touchieren zart die Schultern. Das ist nicht «Germany's Next Topmodel», sondern Deutschlands bekanntester Philosoph, Richard David Precht, Bestsellerautor von «Wer bin ich – und wenn ja, wie viele?» und TV-Moderator.

Monatlich erklärt Precht im ZDF die Welt im intimen Zwiegespräch. Da geht es um Vegetarismus («Dürfen wir Tiere essen?») oder um Fitnesswahn («Der getunte Mensch»), und zur Anmoderation schaut uns ein besorgter Mann mit Goldglanz im frisch geföhnten Haar entgegen, das Ansteckmikrofon abgestimmt auf den Farbton des Hemdes, und sagt: «Noch nie in der Geschichte haben sich Menschen so sehr mit sich selbst und ihrem Körper beschäftigt wie heute. Wir optimieren unser äusseres Erscheinungsbild, unsere Gesundheit und demnächst vielleicht sogar unsere Gene.»

Da hüpfte das Hirn der *Annabelle*-Leserin, während der TV-Philosoph das Thema gleich noch ins Gesellschaftspolitische stemmt. «Passen Selbstoptimierung und Solidarität mit anderen zusammen? Oder werden wir immer asozialer?» Bei Richard David Precht bekommt das Wort Schönschwätzer eine ganz eigene Note, sein ebenfalls langmähniger Berufskollege Peter Sloterdijk hat ihn mit dem Populärgeiger André Rieu verglichen. Was der von Precht verdrängte frühere ZDF-Hausphilosoph damit sagen wollte: Sein Nachfolger tänzelt bestenfalls im Walzerschritt durch die Geisteswelt, richtig ernst nehmen kann ihn keiner, der wirklich vom Fach ist. Pflügt hier der gekränkte Sloterdijk seinen Standesdünkel? Oder ist er einfach ehrlicher als die meisten anderen?

## «Macht Lernen dumm?»

Nun hat der Star-Intellektuelle Richard David Precht ein neues Buch vorgelegt: «Anna, die Schule und der liebe Gott». Darin geht es um eine fundamentale Kritik am (deutschen) Schulsystem, das die Kinder zu «langweiligen Anpassern» dressiert, statt ihre Intelligenz und Kreativität zu fördern. Eine Bildungsreform genügt ihm nicht mehr. Das Land brauche eine «echte Bildungsrevolution», die «unsere Schulen besser, freundlicher, sozial gerechter und effizienter macht». Und wieder braucht sich der Autor um Häme nicht zu

sorgen. Die *Welt* nannte das Buch ein «sinnloses Ärgernis». Der «Lifestyle-Philosoph» (*Frankfurter Allgemeine*) mit «Belehrungsimpuls» (*Spiegel*) hatte schon zur Premiere seiner ZDF-Sendung die Bildung und damit sein späteres Buch zum Thema gemacht: «Macht Lernen dumm?», fragte er sich und den Hirnforscher Gerald Hüther. Die weitgehend kontroversfreie Diskussion der beiden Schulkritiker veranlasste die Zeit zur knappstmöglichen Antwort: Nein, «Precht macht dumm».

Immer wenn das Feuilleton so einmütig zur Verdammnis schreitet, ist zumindest Vorsicht geboten, zumal für Richard David Precht sein eindrücklicher Erfolg spricht: Auch das neue Buch ist schon nach wenigen Verkaufstagen in die Top Ten der Bestenliste vorgestossen.

## Offenbar nimmt nicht einmal Precht Prechts Thesen ernst.

Bildung beschäftigt. Geschrieben hat Precht die Streitschrift, wie er einleitend festhält, für Lehrer, Schüler, Eltern und «nicht zuletzt für Bildungspolitiker». Dabei möchte er «alte Freund-Feind-Linien» überwinden, «Mut zum Träumen» geben und nebenbei die Welt oder wenigstens Deutschland verändern: «Ich möchte zeigen, dass eine neue Form der Bildung und des Bildungssystems ohne Zweifel zugleich eine andere Gesellschaft erzeugen wird.»

Wie so oft, wenn Intellektuelle die Gesellschaft verändern wollen, reiten sie zuerst eine Attacke gegen die bestehende Ordnung. In diesem Fall gegen das «althergebrachte Klassenzimmer-Modell». Die historischen Gründe, schreibt Precht, «die den Frontalunterricht, die Fünfundvierzig-Minuten-Taktung, das Unterrichten nach Jahrgängen und die Notwendigkeiten von Zensuren, Klausuren und Hausarbeiten einmal auf den Plan gebracht haben, sind eben dies: historisch». Aus einer Zeit stammend, in der fleissige Industriearbeiter gebraucht wurden, die sich brav dem Takt der Maschinen unterzuordnen hatten. Mit dem 19. Jahrhundert habe unsere Gegenwart jedoch nichts mehr zu tun, meint Precht – was ihn nicht hindert, im folgenden Kapitel ausgiebig über Wilhelm von Humboldt (1767–1835), Mitgründer der Berliner Universität, und dessen Bildungsideal zu schwadronieren. Auch sonst geizt der Hono-

rarprofessor für Philosophie und Ästhetik nicht mit historischen Analogien. Offenbar nimmt nicht einmal Precht Prechts Thesen ernst.

## Pädagogisch wertvolles Buch

Doch was überhaupt ist Bildung? Der Autor wehrt sich gegen die Gleichstellung von Bildung und Wissen, bloss um sich vom Ungebildeten unterscheiden zu können oder bei Günther Jauchs «Wer wird Millionär?» zu reüssieren. Er trifft einen empfindlichen Punkt, wenn im Buch die sinnlose Faktenschinderei an den Schulen kritisiert wird. Unterricht als Durchlauferhitzer, wo Kinder zeitgenau für eine Prüfung wiederkäuen müssen, was ihnen zuvor eingetrichtert wurde. Schulwissen, das gleich wieder verdämmern wird. Oder wie war das schon wieder im Französischen mit dem *futur simple* und dem *subjonctif*? Oder wer könnte noch freihändig eine Differenzialgleichung anwenden? Auf höchstens fünf Prozent wird das Restwissen beziffert, das die aktive Schulzeit überdauert. Mehr wird allerdings auch nach der Lektüre von «Anna, die Schule und der liebe Gott» nicht hängenbleiben.

Die Frage steht immer noch im Raum: Was ist Bildung? Precht fällt es eindeutig leichter, zu definieren, was Bildung nicht ist: «Wer in Gesellschaft Goethe zitiert, macht zwar von seinem Gedächtnis Gebrauch, verrät aber noch nicht zwingend Bildung.» Nachdem sich der TV-Philosoph im ersten Kapitel ausgiebig über «Bildungsspiesser» und «Bildungshuberei» ausgelassen hat, macht er sich umgehend daran, auf den nächsten dreihundert Seiten seinen inneren Bildungshuber von der Leine zu lassen.

Kaum ein Abschnitt ohne Verweis auf eine Autorität aus Forschung und Wissenschaft: Da werden der US-amerikanische Ökonom Jeremy Rifkin und sein Buch «Das Ende der Arbeit und ihre Zukunft» zitiert (S.176), darauf der Nobelpreisträger Robert Merton Solow (S.177), dann eine Untersuchung des Politologen Robert E. Lane (S.178) über die Selbstregulationskraft der modernen Wissensgesellschaft, und schon geht es weiter über den Sozialphilosophen André Gorz zum Soziologen Robert K. Merton und dessen «Wissenskommunismus» (S.179). Nach einer kleinen Verschnaufpause bei den Gebrüder Humboldt und bei Hegel (S.180) jagt Precht wieder durch die akademische Buchstabenwelt eines Peter F. Drucker und Matthias Horx (S.181), und so geht es



«Netzwerk an architektonischen Beziehungen»: Philosoph Precht.

Seite um Seite, Kapitel um Kapitel. Insofern kann man das Buch pädagogisch wertvoll nennen: Ungefähr so müssen sich Schüler im Klassenzimmer vorkommen, wenn sie von Fach zu Fach stolpern und mit «Stoff» zugeballert werden.

### Revolution nach zehn Prinzipien

Der zweite Teil des Buches widmet sich dann der eigentlichen «Bildungsrevolution» – wobei die prechtsche Revolution deutsch und gründlich als «10 Prinzipien» daherkommt.

Und schon geht's los im Gleichschritt: Zunächst dürfe «die intrinsische Motivation des Kindes» nicht zerstört, sondern sie müsse gepflegt werden. Die Kleinen können ihren eigenen Interessen folgen und dürfen sich dabei «auch mal langweilen».

Dann soll man die Schüler «individuell lernen lassen» (Prinzip 2) und ihnen weniger Stoff verfüttern, vielmehr «das Verstehen von Sinn und Sinnlichkeit der Dinge und der Zusammenhänge» fördern (Prinzip 3). Die nächsten drei Punkte befassen sich mit der

Herausbildung einer Schulgemeinschaft, in der Kinder Freundschaften schliessen und ein Zugehörigkeitsgefühl entwickeln können, Lehrer und Schulleitung eine «Beziehungs- und Verantwortungskultur» schaffen, «Werte und Wertschätzung» pflegen und aus jedem «Lernhaus» (Precht-Deutsch für Schulhaus) eine besondere Bildungseinrichtung machen. Prinzip 7 ist wieder handfester: Eine «lernfreundliche Schularchitektur» mit einem Campus als Mittelpunkt soll für «ein Netzwerk an architektonischen Beziehungen» sorgen.

### Alle für das gleiche System

In diesem Umfeld sollen die Schüler ihre «Konzentrationsfähigkeit trainieren» (Prinzip 8). Kinder würden von Reizen überflutet und überfordert. Je mehr die Elternhäuser hier versagten, «umso wichtiger wird die Aufgabe der Schule, für Konzentration und Stille zu sorgen». Da mag Precht nicht unrecht haben. Gleichzeitig aber will er die Jahrgangsklassen abschaffen, eine offene Lernarchitektur, Teamunterricht, individuelles Lernen und eine «integrierte Schule», die das fremdspra-

### Was ist Bildung? Precht fällt es eindeutig leichter, zu definieren, was Bildung nicht ist.

chige Zuwandererkind mit dem Wohlstandslümmel in Ganztageschulen (Prinzip 10) ohne persönliche Leistungsnoten (Prinzip 9) zusammenpercht. Ob mit dieser Mischung die Schule zur Ruhe findet und die Kinder darin ihre Konzentrationsfähigkeit entdecken?

Man kann es auch so sagen: Richard David Precht will die unmögliche Schule – und seine «Bildungsrevolution» entpuppt sich als wiederaufgekochtes Reformsüppchen aus sozialdemokratischer Küche: gleiches System für alle, alle für das gleiche System. Bis zuletzt gibt Precht den antibürgerlichen Bildungsbürger, beklagt die «Kleinstaaterei» in der deutschen Bildungspolitik und erinnert zum Schluss nochmals an Wilhelm Humboldt, der eben auch «nicht nur bilden, sondern Staatsbürger bilden wollte». Man kennt die alte deutsche Sehnsucht: Wieder einmal soll es die preussische Pille aus starkem Staat und uniformer Gesellschaft richten. Unbeabsichtigte Nebenwirkungen (DDR und Drittes Reich lassen grüssen) nicht ausgeschlossen.

Richard David Precht: *Anna, die Schule und der liebe Gott*. Goldmann, 352 S., Fr. 28.50.

# De Wecks privater Feldzug

SRG-Generaldirektor Roger de Weck verfolgt seit Jahren eine politische Mission. Er kämpft für Europa und gegen die SVP. Wie stark färben die privaten Anliegen auf die Programme des staatlichen Rundfunks ab? De Weck macht kein Geheimnis daraus, dass er die SRG für seine Zwecke einspannt. *Von Roger Köppel*



*Demokratie ja, aber lieber von oben als von unten: SRG-Direktor de Weck.*

Letzte Woche wurde an dieser Stelle der Versuch unternommen, die wichtigsten Programme des Schweizer Fernsehens und Radios einer weltanschaulichen Durchleuchtung zu unterziehen. Bei aller Kritik halten wir fest: Es gibt hervorragende und sachlich einwandfreie Beiträge. Insbesondere das Nachrichtenmagazin «10 vor 10» liefert unter einem neuen Chef gegenläufige Akzente. Kürzlich wurde sogar der «staatliche Ausgabenwahn» kritisch untersucht. Man sehe und staune.

Wenn wir uns im Folgenden trotzdem auf ein paar negative Aspekte des Schweizer Fernsehens konzentrieren, dann deshalb, weil sich darin ein tieferliegendes Problem abzeichnet, das mit der Person des obersten Direktors zu tun hat. Der Journalist Roger de Weck führt die SRG seit zwei Jahren. Er ist zwar weder Chef der Redaktionen, noch kann er direkt Einfluss nehmen auf den Inhalt. Trotzdem offenbart die Firma unverkennbar Charaktereigenschaften des Chefs, einer begabten, faszinierenden, wengleich zwiespältigen Persönlichkeit, in der sich inspirierende Elemente mit Merkmalen mischen, die sich weniger fruchtbar auf die journalistische Arbeit auswirken.

## **Bedeutender Schweizer Journalist**

De Weck verfügt über eine Reihe herausragender Fähigkeiten, die ihn prädestinieren für die Spitzenposition in einem grossen Medienbetrieb. Wer immer mit ihm zusammengearbeitet hat, wird es unterstreichen: De Weck ist ein kultivierter Mann vielfältiger Interessen, belesen, charismatisch, sprachlich brillant, ein exzellenter Redner mit einer eleganten Feder. Seine Stärke ist es, Leute, die er mag, geistig anzuregen und zu motivieren. Er strahlt Reserviertheit und für manche sogar Kälte aus, aber dahinter steckt auch eine durchaus sympathische Unsicherheit, die der Freiburger freilich hinter einer aristokratischen Allüre geschickt versteckt. Als Zeitungsmann hat er es geschafft, seinen Blättern eine Aura des Gehobenen zu vermitteln. Er gehört mit Sicherheit zu den bedeutenden Schweizer Journalisten der letzten dreissig Jahre.

Zu den Stärken gesellen sich allerdings auch Schwächen, und die Frage ist, ob de Weck alles unternimmt, um sich mit Leuten zu umgeben, die seine Schwächen kompensieren. Das Entscheidende vorweg: Der an sich kommentier- und meinungsfreudige SRG-Direktor krankt an einer intellektuellen Überempfindlichkeit und einem allzu ausgeprägten Misstrauen gegenüber anderen Menschen. Eine gewisse Ver-

klemmtheit ist erkennbar. Das hat weniger ideologische als persönliche Gründe, die im Intuitiven liegen. Der druckreif formulierende Sprachkünstler bekundet grundsätzliche Mühe mit ergebnisoffenen Debatten und, vor allem, Kontroversen. Er fühlt sich nicht wohl, wenn seine Positionen in Frage gestellt, ja sogar attackiert werden. Sachliche Einwände empfindet er rasch als persönliche Beleidigungen. Aufgrund seiner Charakterstruktur braucht der SRG-Direktor die Bestätigungsgemeinschaft ähnlich denkender Menschen. Zu seinem Leidwesen als Chef strahlt de Weck aus, dass er die Reservate seiner Gesinnung nur ungern verlässt. Der SRG-Direktor ist ein beflügelnder Chef – für Gleichgesinnte.

Womit wir beim Problem wären. De Weck ist kein politisches Neutrum, kein «Eunuch», wie er in einem Interview betonte. Er ist ein Mann mit starken, in unzähligen Artikeln dokumentierten Überzeugungen, die er mit Verve und einer prise Sturheit vertritt. Sein zur Abschottung neigendes Wesen zwingt ihm in ideologischen Fragen einen Ernst auf, der es ihm verunmöglicht, Leute mit grundsätzlich anderen Meinungen als ebenbürtig anzuerkennen. Die scharfe moralische Verurteilung ist das rhetorische Stilmittel, mit dem sich de Weck der Pflicht entledigt, auf Andersdenkende einzugehen.

### Vordergründige Liberalität

Seit Jahren stilisiert de Weck den EU-Beitritt der Schweiz oder zumindest deren verstärkte Einbindung in das Grossraum-Konstrukt zur nationalen Schicksalsfrage hoch im Sinne einer schlussendlichen Notwendigkeit. Zwar sieht er die politischen Defizite der Union, doch für den überzeugten Integrationisten sind sie durch immer noch mehr Integration eindeutig lösbar. Wer sich der Utopie verweigert, sieht sich von de Weck ins Lager der Nationalisten und Rückständigen, der Modernisierungsverlierer und Gekränkten abgeschoben. Der Standpunkt des unabhängigen Kleinstaats kommt in seinem Denken nicht vor, es sei denn als Manifestation des Egoismus und der mangelhaften Solidarität.

Wirtschaftspolitisch machte er einen Wandel durch. In seinen Anfängen als *Tages-Anzeiger*-Chef schickte er sich an, dem Blatt den «68er Mief» auszutreiben, wie er gegenüber Weggefährten bemerkte. Mit Elan und Begeisterung wollte er den *Tagi* zu einer Schweizer Version der britischen *Financial Times* umbauen. Es blieb beim Versuch. Ein paar Jahre später, nach seinem unfreiwilligen Rücktritt als Chef der *Hamburger Zeit*, der er allerdings auch wichtige Anstösse gegeben hatte, rückte er nach links und geisselte den «Kapitalismus». Vertraute stellten zunehmend bittere Züge in seinem Denken fest.

Ein rotes Tuch blieben für ihn über all die Jahre die SVP und deren Vordenker Christoph Blocher, die er lediglich in Begriffen des «Populismus» und des nach hinten gerichteten Schollendens fassen konnte. De Weck war nicht bereit,

dem Aufstieg der Volkspartei einen rationalen Kern zu bescheinigen. Für ihn war der Erfolg Ausdruck einer mutmasslichen Verrohung der Politik, die er mit Leidenschaft bekämpfte. In diesem Zusammenhang ist auch sein Engagement in Organisationen zu sehen, die für eine Einschränkung direktdemokratischer Bürgerrechte durch richterliche und/oder völkerrechtliche Fesseln eintreten. Demokratie ja, aber lieber von oben als von unten: Hier schimmert trotz aller Oberflächen-Liberalität noch der katholische Feudalherr durch.

Vermutlich ist de Weck insgesamt weniger dogmatisch, als dies seine früheren Essays und Artikel vermuten lassen. Seit seinem Amtsantritt als SRG-Direktor – nach Jahren, in denen er auch untendurch musste – ist ein Aufblühen und eine erneute Verbürgerlichung zu beobachten. Gut möglich, dass sein Rutsch nach links auch eine Folge durchzogener Erfahrungen als Kapitän zweier Zeitungen in der Privatwirtschaft war, so dass ihm der neue Posten im quasistaatlichen Sektor wieder Selbstvertrauen und eine stabile öffentliche Rolle gab.

Dennoch ist nicht bekannt, dass de Weck die von ihm als Kolumnist und Publizist gezeichneten Fronten jemals überwunden hätte. Blochers SVP bleibt das düstere Feindbild. In der Europadebatte wähnt er sich auf der Seite des

---

### Er setze sich zur Wehr, wenn «alle staatlichen Institutionen» schlechtgeredet werden.

---

Fortschritts gegen die Mächte des Mythos und der Vergangenheit. Sein Geschichtsbild ist daraufhin angelegt, die Idee einer unabhängigen, seit 1291 auf einem Sonderweg marschierenden Schweiz als optische Täuschung zu zertrümmern. Dem Volk, das zu nicht unbeträchtlichen Teilen die von ihm ungeliebte SVP wählt, steht er mit mentalen Reserven gegenüber.

De Wecks Freund-Feind-Unterscheidung bleibt virulent: «Von systematischen Gegnern der SRG lasse ich mich nicht auf jedes Schlachtfeld locken.» Gleichzeitig verteilt er seine Sympathien, wenn sie denn erwidert werden, grosszügig. Seinem Freund Roger Schawinski verschaffte er eine Talkshow am Montagabend. Der einstige SRG-Kritiker ist dadurch produktiv ins Universum Leutschenbach integriert worden als Feigenblatt einer Offenheit, die nicht wirklich existiert. Die beiden Rogers sind mittlerweile in allen wesentlichen politischen Fragen gleicher Meinung. Der frühere Radiopirat liess de Weck sogar in der eigenen Sendung auftreten. Es war ein Kameradentreffen im Zeichen der totalen Harmonie.

Vielleicht sind es Zufälle, vielleicht steckt dahinter System. Auf jeden Fall färben die charakterlichen Eigenheiten und inhaltlichen Vorlieben des Direktors auf die Programme seiner Sender ab. Natürlich gibt es Ausreisser und

Ausnahmen, aber generell segelt die SRG unter de Weck verlässlich auf dem Kurs des Bundesrats. Die Sender liefern Flankenschutz, wenn die Behörden ihre Pläne bekanntgeben. Man orientiert sich trennscharf an jener Mittlinks-Koalition, die sich bei den Regierungswahlen vor zwei Jahren einen zusätzlichen Bundesratssitz auf Kosten der wählerstärksten Partei zuschanzte. Täuscht der Eindruck, oder fristen die Underdogs der SVP seither auch am Fernsehbildschirm ein Dasein gnädig herablassender Duldung? Man ist irgendwie dabei, aber stets am Rand, tendenziell in der Defensiv-, meistens unter Druck, sich zu rechtfertigen.

### Verbot der «Polarisierung»

De Weck sagte in einem grossen Interview mit dem *Tages-Anzeiger* im vorletzten Jahr, ihm liege viel an einer «Versachlichung der politischen Diskussion» im Land. Die Forderung war als Kritik zu verstehen am politischen Kurs der ehemaligen TV-Chefin Ingrid Deltenre, die während ihrer Amtszeit vor allem in den grossen Diskussionssendungen «Club» und «Arena» auf Öffnung und Kontroverse setzte. Der gehemmte Debattierer de Weck geht fühlbar in die Gegenrichtung. Der «Arena» wurden die Zähne gezogen. Die Themen bleiben aktuell, die Teilnehmer sind korrekt nach Proportionalität gewählt. Bei den Moderatoren freilich fehlt der Wille zur Debatte. Man dreht ab, bevor der Punkt der Intensität erreicht wird.

Die Stärke der «Arena» lag darin, dass sie die eingetübte schweizerische Praxis des einlullenden Konsensgesprächs mit fordernden Moderatorenfragen auf die höhere Stufe einer klärenden Auseinandersetzung brachte. Davon ist heute nichts mehr zu spüren. Die Gesprächsleiter haben offenkundig Angst, gegen das de-wecksche Verbot der «Polarisierung» zu verstossen. Der hervorragende «Arena»-Moderator Reto Brennwald liess es aus Versehen zu, dass ein SVP-Politiker (Adrian Amstutz) eine prominente Vertreterin des Justemilieu (Bundesrätin Sommaruga) zugegebenermassen unsanft anging. Als Folge musste er seinen Posten räumen. Abweichungen vom gewünschten Kurs können sich fatal auswirken.

Auch beim «Club» sind seit de Wecks Antritt Tendenzen der Lähmung zu erkennen. Die neue Chefmoderatorin Karin Frei krepelte das Konzept um. Im Vordergrund stehen heute gefühlsklebrige Betroffenheitsthemen, von der Patchworkfamilie über Scheidungskinder bis hin zu Internet-Terror und Übergewicht («Sind Dicke selber schuld?»). An sich wäre gegen den Trend zum Allzumenschlichen nichts einzuwenden. Die Gesellschaftspolitik liefert interessanten Stoff für Tischgespräche. Leider drückt die De-Weck-Formel «Weniger Spektakel, mehr Relevanz» in dieser Sendung am betrüblichsten durch. Moderatorin Frei versöhnt und beschwichtigt. Konfliktpunkte werden umschiffert. Das Diskussionstempo senkt sich bis zur totalen

Entschleunigung des Stillstands. Bezeichnender Tiefpunkt der letzten Monate war die Sendung über «Burnout», in der fünf Burnout-Befürworter moralisch bewegt über die Gefahr des Ausbrennens in der «Leistungsgesellschaft» diskutierten.

Man fragt sich, warum die SRF-Programme nicht freier mit ihrem Mandat umgehen. Weshalb bestätigt sich der Eindruck des weitgehend geschlossenen Weltbilds unter den Redaktionen? Selbst das periodisch ausscherende Nachrichtenmagazin «10 vor 10» wagt es kaum, gegen andere Formate anzutreten. Vorstellbar wäre es zum Beispiel gewesen, die brachial einseitige «Rundschau»-Berichterstattung über den angeblichen Dissertationsbetrüger Christoph Mörgeli mittels einer kritischen Recherche im Umfeld von Mörgelis ehemaligen Chefs an der Uni Zürich zu durchbrechen. Fehlanzeige. Die SRG hätte enorme Freiheiten, aber sie nützt sie nicht. Mehrheitlich arbeiten die Redaktionen ihrem obersten Chef de Weck entgegen.

### Und wann rebellieren die Journalisten?

Vielleicht gibt es dafür gute Gründe. Die Forderung nach «Versachlichung» und weniger «Polarisierung» war ein politisches Signal. De Weck treibt seinen alten publizistischen Kampf für Europa und gegen die SVP mit den Divisionen der SRG voran. Keineswegs jedoch würde er sich als Prediger der Intoleranz oder der undemokratischen Einseitigkeit bezeichnen. Im Gegenteil, er sieht sich als Hüter und Verteidiger staatlicher Institutionen gegen Kritik von aussen «in einer Zeit, da sämtliche Institutionen schlechtgeredet werden». Die Justiz erfahre «Angriffe seltener Heftigkeit», sagte er dem *Tagi*. Der Ständerat werde als «Dunkelkammer» diffamiert. Noch vor dem Fall Hildebrand registrierte de Weck sorgenvoll «das Augenmerk», das jetzt kritisch «auf Nationalbank und SRG» gerichtet werde. Dagegen setze er sich zur Wehr. De Weck macht seinen politischen Feldzug gegen die SVP zur öffentlichen Mission der SRG.

Die Redaktionen müssten dagegenhalten. Gemäss ihren publizistischen Leitlinien halten die Sender «kritische Distanz zu allen Gruppierungen des politischen, wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Lebens». Mit seinen Bekenntnissen dementiert de Weck diesen Anspruch. Sein Ziel ist es nicht, die Schweiz in ihrer Vielfalt abzubilden. Er will gegen die SVP, das gibt er offen zu, die Interessen staatlicher Institutionen verteidigen, die in der direktdemokratischen Verfassungswirklichkeit der letzten Jahre zusehends in die Kritik gerieten. Die SRG ist für ihn keine neutrale Plattform, sondern ein Instrument im politischen Kampf. Wie einst als Publizist steht de Weck nicht vermittelnd zwischen den Fronten. Er ist Partei. Für den Staat, gegen die SVP. De Wecks Offenheit wirkt erhellend, aber für seinen Privatkrieg ist die SRG nicht erfunden worden. Wann rebellieren die Journalisten? ○

# Wer regiert die SRG?

In den Kontrollgremien der SRG herrscht zwar regionale Vielfalt, politisch dominiert aber Mitte-links.

Von Andreas Kunz



*Die Katze beisst sich in den Schwanz:* SRG-Präsident Loretan, CVP.

Um SRG-Journalisten zu ärgern, braucht es wenig. Man muss ihnen bloss sagen, dass sie beim «Staatsender» arbeiten und ihr Lohn von «Zwangsgebühren» bezahlt werde – und schon drehen die meisten von ihnen im roten Bereich.

Kommt es trotzdem noch zu einem Gespräch, in dem der SRG-Journalist sein Mutterhaus verteidigen will, fokussiert man am besten auf die «Zwangsgebühren»: Seit das Parlament auf Wunsch der SRG entschieden hat, fortan jedem Haushalt und jedem KMU eine obligatorische Mediensteuer zu verrechnen – auch wenn dort weder ein Radio- noch ein TV-Apparat herumsteht –, sind den SRG-Leuten die letzten Argumente ausgegangen. Wie will man es auch anders als «Zwangsgebühren» nennen, wenn jeder Bürger eines Landes für etwas obligatorisch zur Kasse geben wird, das er allenfalls gar nicht konsumiert? Meist landen die SRG-Vertreter in ihren Verteidigungsreden argumentativ derart in einer Notlage, dass sie als letzten Strohalm ihren Chef Roger de Weck zitieren und das Wort «Zwangsgebühren» als «Kampfbegriff der Rechten» abtun. Das ist zwar kein stichhaltiges Gegenargument, aber mehr fällt ihnen dazu halt meist nicht mehr ein.

Setzt sich das Gespräch trotzdem noch fort, ist der nächste Streitpunkt das Wort «Staats-

sender». Dabei wird es leider kompliziert. Kaum ein SRG-Journalist weiss selber, wie sein Unternehmen im Detail organisiert ist und wer letztlich wen und wie kontrolliert. Es fallen dann allerlei amtliche Begriffskonstruktionen wie «Regionalräte», «Mitgliedsgesellschaften» oder «Trägerschaft», und am Ende hat man auf einem Zettel eine derart komplizierte Unternehmensstruktur skizziert, die in der Privatwirtschaft allein aus Effizienzgründen niemals funktionstüchtig wäre. Trotzdem behaupten die SRG-Leute munter weiter, dass sie nicht bei einem staatlichen Monopolsender arbeiteten.

### Schizophrene Situation

Offiziell ist die SRG tatsächlich ein «Verein», der «unabhängig» von der Politik seinen Konzessionsauftrag zu erfüllen hat. Da aber das Parlament diesen Auftrag im Radio- und TV-Gesetz formuliert, beisst sich die Katze in den Schwanz. Mehr noch: Nicht nur müssen SRG-Journalisten mit den Parlamentariern und Bundesräten diejenigen Leute kritisch beobachten, die ihnen überhaupt erst den Auftrag dazu gegeben haben (und zudem mit den Gebühren über die Höhe ihrer Löhne und Ausgaben entscheiden) – auch umgekehrt befinden sich die Politiker in der schizophrenen Situation, über die Arbeitsbedingungen und den

Auftrag der Journalisten entscheiden zu müssen, von denen sie kritisch begleitet werden sollten.

Kein Wunder, dass in einer solchen Ausgangslage niemand dem anderen allzu fest auf den Füssen herumtrampelt. Zu beobachten war dieser Harmoniedrang kürzlich wieder in der Frühjahrssession, in der eine Motion von SVP-Nationalrat Lukas Reimann debattiert wurde, die «mehr Transparenz beim Geschäftsbericht der SRG» forderte. Der Gebührenzahler wolle schliesslich wissen, «wofür er seine Gebühren bezahlt und was mit seinen Geldern passiert», argumentierte Reimann. Doch was passierte in den Zeiten des Transparenzgebots, wo keine Konten mehr vor den Steuerbehörden sicher sind und selbst in privatwirtschaftlichen Unternehmen den Aktionären per Volksabstimmung mehr Macht übertragen worden ist? Richtig: Bundesrätin Doris Leuthard (CVP) empfahl die Motion zur Ablehnung. Es genüge, wenn die SRG gegenüber dem Uvek als Aufsichtsbehörde die Bücher offenlege, und «nicht gegenüber der Öffentlichkeit». Der Nationalrat folgte dem bundesrätlichen Appell und lehnte Reimanns Forderung mit einer satten Mitte-links-Mehrheit von 119 gegen 59 Stimmen ab. (Dass die SRG-Sender über die Transparenzforderung an ihr Stammhaus nicht berichteten, versteht sich von selbst.)

### Monumentale Sitzungen

Tatsächlich wäre es eine wahre Herkulesaufgabe, die riesige SRG zu durchleuchten. Es gibt über das ganze Land verteilt Dutzende Gremien und Gesellschaften mit insgesamt nicht weniger als 20 000 Mitgliedern, die zwar offiziell mit allerlei Aufgaben betraut sind, «Anträge» stellen dürfen und über diese gerne auch monumentale Sitzungen abhalten. Aber am Ende haben sie kaum etwas zu entscheiden und oft genug neutralisieren sie sich nur gegenseitig.

Was ganz im Sinne des SRG-Verwaltungsrats ist, dem die «Oberleitung» des Unternehmens zukommt, und an dessen Sitzungen auch Generaldirektor Roger de Weck teilnimmt.

Beim Verwaltungsrat zeigt sich das grösste Problem der SRG, das sich durch die gesamte Organisationsstruktur zieht. Anders als etwa in Deutschland oder Österreich, wo die Führungsriegen der öffentlich-rechtlichen Sender strikt nach Parteienproporz geregelt sind, spielt die politische Ausgewogenheit in der SRG praktisch keine Rolle. Statt Meinungspluralismus herrscht regionaler Pluralismus: Im neunköpfigen Verwaltungsrat sitzt ein Vertreter aus jeder Sprachregion des Landes, aber politisch sind nur gerade zwei Parteien präsent: Die CVP mit nicht weniger als vier Verwaltungsräten (darunter VR-Präsident Raymond Loretan) sowie die SP mit einem Vertreter (Ex-Post-Chef Ulrich Gygi). Alle an-

### Im neunköpfigen Verwaltungsrat der SRG sind nur gerade zwei Parteien präsent.

deren Verwaltungsratsmitglieder sind parteilos. Ob die SRG-Sender ihrem Leistungsauftrag mit Geboten wie «Unparteilichkeit», «Unvoreingenommenheit» oder «Meinungsvielfalt» tatsächlich gerecht werden, entscheidet also in oberster Instanz ein Mitte-links-Gremium.

Kontrolliert wird der Verwaltungsrat von der 41-köpfigen Delegiertenversammlung, in der die neun Verwaltungsräte jedoch selber mit drin sitzen und ihren Einfluss ausüben können. Dazu kommen – einmal mehr – die Vertreter der einzelnen Regionen, streng aufgeteilt nach geografischem Proporz (achtzehn Deutschschweizer, neun Welsche, sechs Tessiner, drei Rätomanen). Auch hier finden sich hauptsächlich

Vertreter, die politisch Mitte-links stehen (in der gesamten 41-köpfigen Delegiertenversammlung sitzt kein einziger Vertreter der SVP). Was teilweise auch in der Natur der Organisationsform liegt, denn welche Region wählt schon jemand anderen als einen gemässigten Mitte-Vertreter in ein nationales Gremium?

### «Im Dienst der Allgemeinheit»

Und so atomisiert sich die Verwaltung der SRG dem politischen Mainstream entlang immer weiter hinunter, bis zu den sogenannten Regionalgesellschaften, die ebenfalls streng nach regionaler Ausgewogenheit zusammengesetzt sind. In der SRG Deutschschweiz beispielsweise sitzt je ein Vertreter aus Zürich/Schaffhausen, Bern/Freiburg/Wallis, Basel, Ostschweiz, Zentralschweiz, Aargau/Solothurn und der «Svizra Rumantscha» – doch politische Vielfalt ist auch hier nicht auszumachen: Die einzelnen Präsidenten sind Mitglied der SP oder der FPD, oder sie sind parteilos und arbeiten in behördennahen Funktionen. Das ist durchaus so gewollt: Liest man die Statuten der SRG Deutschschweiz, finden sich auf zwölf Seiten zwar diverse Zielsetzungen wie «breite Abstützung in der Region» oder «im Dienst der Allgemeinheit», das Wort «politisch» hingegen fällt kein einziges Mal.

Fazit: In den Kontrollgremien der SRG, dem mit über einer Milliarde Franken subventionierten Leitmedium der Schweiz mit achtzehn Radio- und sieben TV-Sendern und einem Online-Portal, wird auf politische Ausgewogenheit kein Wert gelegt. Überall sitzen mehrheitlich Mitte-links-Vertreter, die in erster Linie die Interessen ihrer Heimatregion einbringen und es nicht wagen, sich politisch in die Nesseln zu setzen. Ob im Verwaltungsrat, der Delegiertenversammlung oder in den diversen Mitgliedsgesellschaften: Gewünscht ist regionale Vielfalt und politische Einfalt. ○



Erfolgreich in die Zukunft

Florastrasse 44 | CH-8008 Zürich

T 044 420 11 11

F 044 420 11 12

<b>Brockenhaus-Kette</b>	<b>Rendite- und umsatzstarker Online-Shop</b>	<b>Technologieführer Bereich Energie</b>
Umsatz: CHF 3'500'000.– Preis: CHF 3'500'000.–	Umsatz: CHF 6'670'000.– Preis: CHF 1'200'000.–	Umsatz: CHF 4'640'000.– Preis: CHF 7'500'000.– (inkl. Liegenschaft)
<b>Handelsfirma in der Holzbranche</b>	<b>30-jähriges Elektrohandelsunternehmen</b>	<b>Cateringfirma mit steigenden Umsätzen</b>
Umsatz: CHF 1'122'000.– Preis: CHF 350'000.–	Umsatz: CHF 822'000.– Preis: CHF 750'000.–	Umsatz: CHF 343'000.– Preis: CHF 220'000.–
<b>Professionelles Nagelstudio an Top-Lage</b>	<b>Grosshandelsfirma für Schaumweine</b>	<b>Handel-/Produktionsbetrieb Holzbranche</b>
Umsatz: CHF 135'000.– Preis: CHF 80'000.–	Umsatz: CHF 676'000.– Preis: CHF 290'000.–	Umsatz: CHF 1'740'000.– Preis: CHF 3'750'000.– (inkl. Liegenschaft)
<b>Handelsfirma mit CH-Exklusivvertretung</b>	<b>Handelsfirma mit technischen Produkten</b>	<b>Handelsfirma für anspruchsvolle Produkte</b>
Umsatz: CHF 321'000.– Preis: CHF 400'000.–	Umsatz: CHF 1'200'000.– Preis: CHF 790'000.–	Umsatz: CHF 927'000.– Preis: CHF 375'000.–

[www.businessbroker.ch](http://www.businessbroker.ch)

# Auffangnetz für die Welt

Die Fälle von Sozialhilfebezüglern in Rorschach offenbaren eine besorgniserregende Entwicklung: Eine steigende Zahl von Fürsorgebezüglern kommt aus der Europäischen Union und immer mehr Grossfamilien kommen aus Afrika. *Von Christoph Landolt*

Ein kosovarischer Ehepaar, das nie gearbeitet hat und seine fünf Kinder vom Sozialamt bezahlen lässt, weil die Rückkehr in die Heimat «unzumutbar» ist. Ein Flüchtling aus Eritrea, der eine C-Bewilligung bekommt, obwohl (oder gerade: damit) seine fünfköpfige Familie von der Fürsorge lebt. Ein eingebürgerter Schweizer, der ankündigt, sich «nie mehr die Hände schmutzig zu machen». Und gleich mehrere ehemalige Hartz-IV-Bezüglern aus Deutschland, die nach kurzer Zeit in der Schweiz Sozialhilfe beziehen.

Diese Fälle, über welche die *Weltwoche* in ihrer letzten Ausgabe (Nr. 17/13) berichtete, kommen allesamt aus dem 8800-Seelen-Ort Rorschach SG. Die finanzschwache Stadt am Bodensee ist in die Schlagzeilen geraten, nachdem sie aus der Schweizerischen Konferenz für Sozialhilfe (Skos) ausgetreten ist. Die Skos vertrete die Interessen der Sozialhilfebezüglern statt der Sozialämter, kritisierte der Stadtpräsident und SVP-Nationalrat Thomas Müller. In Rorschach haben sich die Sozialhilfeausgaben in zwei Jahren nahezu verdoppelt, von 967 000 Franken auf 1,84 Millionen.

Wie sind solche Fälle möglich? Handelt es sich um Einzelfälle oder dient die Schweizer Sozialhilfe als Auffangnetz für die Welt? Was kann die Politik dagegen tun? Mit diesen Fragen haben sich mehrere Leser bei der *Weltwoche* gemeldet.

Spricht man mit Sozialexperten, wird schnell klar: Die Rorschacher Fälle stehen exemplarisch für verschiedene Tendenzen, die in ihrer Summe bewirken, dass die Sozialausgaben markant steigen. Die Fürsorgekosten nehmen nämlich nicht nur in Rorschach zu: Gemäss neusten, noch unveröffentlichten Zahlen sind sie im Kanton St. Gallen von 48,6 Millionen im Jahr 2010 auf 64,9 Millionen im Jahr 2012 gestiegen. In der gesamten Schweiz stiegen sie 2011 um 4,5 Prozent. Aktuellere Zahlen sind nicht verfügbar.

## Niedrigqualifizierte bleiben eher

Ein Hauptgrund für diese Entwicklung ist die Einwanderung aus Europa in den Schweizer Sozialstaat via Personenfreizügigkeit. Als das Volk über den freien Personenverkehr mit den EU-Staaten abstimmte, warnten vor allem SVP-Politiker vor dem sogenannten «Arbeitslosentourismus». Aus Sicht des damaligen Sekretärs des Gewerkschaftsbunds (und heutigen Direktors der Eidgenössischen Finanzverwaltung), Serge Gaillard, waren die

Argumente «billiger und unverantwortlicher Populismus». Der Bundesrat erklärte, dass die Gefahr mit einer Revision bei der Arbeitslosenversicherung (ALV) gebannt werden könne: Die Mindestbeitragszeit, nach der Anspruch auf Arbeitslosengeld besteht, wurde verlängert; die maximale Bezugsdauer, während der die ALV bezahlt, verkürzt.

Befürchtet wurde, dass die kürzere Bezugsdauer zu einem wahren Ansturm auf die Sozialhilfe führt. Dies hat sich nicht bewahrheitet, wie Zahlen des Staatssekretariats für Wirtschaft (Seco) zeigen. Einen Monat nach Inkrafttreten der Reform im April 2011 pendelte sich die Zahl der Ausgesteuerten wieder bei rund 3000 pro Monat ein.

Unerwähnt blieb bei der Debatte um den Arbeitslosentourismus, dass EU-Einwanderer, die kein Arbeitslosengeld bekommen, keineswegs mit leeren Händen heimgehen müssen. Sie werden einfach eine Stufe weiter unten alimentiert, von der Sozialhilfe. Wer eine gültige Aufenthaltsbewilligung besitzt und eine Notlage geltend macht, hat jederzeit Anrecht auf

---

«Das System funktioniert nur, wenn nicht jeder nimmt, was ihm zusteht.»

---

Sozialhilfe – auch wenn er erst wenige Wochen in der Schweiz weilt.

In Rorschach etwa leben zurzeit sieben Deutsche, die zuvor Hartz IV bezogen haben und erst vor kurzem via Jobvermittlungsagentur zu einer Stelle in der Schweiz (und einer Fünfjahresaufenthaltsbewilligung) gekommen sind. Um gegen Arbeitslosigkeit versichert zu sein, haben sie nicht lange genug einbezahlt. Also bezahlt die Sozialhilfe.

Inzwischen ist dieses Problem auch in Bern bekannt. Gemäss einem Bericht des *Tages-Anzeigers* will Justizministerin Simonetta Sommaruga (SP) den Zugang zu den Sozialleistungen erschweren. Das federführende Bundesamt für Migration (BfM) erarbeitet neue Weisungen an die Kantone, damit diese nicht mehr ohne zwingende Gründe fünfjährige Aufenthaltsbewilligungen ausstellen.

Doch selbst wenn es gelingen sollte, auf diesem Weg die Zahl der Sozialtouristen zu reduzieren, wird die Personenfreizügigkeit nicht ohne Wirkung auf die Sozialausgaben bleiben. Von den Wirtschaftsverbänden und vom Bundesrat wird die Personenfreizügigkeit zwar

immer wieder gelobt, da sie viele Hochqualifizierte in die Schweiz bringe, die Steuern bezahlten.

Doch nach Ansicht des Basler Arbeitsmarktökonom George Sheldon ist das eine kurzfristige Sichtweise. Er hat als erster nicht nur ausgewertet, wer kommt, sondern eben auch, wer geht. Das Resultat: «Höher qualifizierte Ausländer kommen und gehen, die geringer qualifizierten kommen und bleiben.» Gegenwärtig profitiere die Schweiz fiskalisch von der Einwanderung, räumt Sheldon ein. Wegen der unterschiedlichen Verweildauer sei die Situation in dreissig oder vierzig Jahren jedoch eine andere. «Die Zuwanderer werden im Schnitt schlechter gebildet sein als heute.» Langfristig, sagt Sheldon, werde die Schweiz nicht profitieren, unter anderem wegen höherer Sozialhilfeausgaben.

## Asylpolitik produziert Sozialfälle

Das zweite Einfallstor in die Sozialhilfe ist das Asylrecht, das für einen immer höheren Zustrom an Fürsorgefällen sorgt. Wie hoch die Sozialquote unter anerkannten Flüchtlingen und sogenannten vorläufig aufgenommenen Personen ist, ist nicht bekannt, denn es gibt keine Zahlen. Sie ist aber zweifellos sehr hoch: Unter den Staaten, deren Bürger in der Schweiz eine Sozialhilfequote von zehn Prozent oder mehr erreichen, sind alle klassischen Asylländer aufgeführt. Unter Kongolesen, Togolesen, Somaliern, Irakern oder Angolanern beziehen bis zu fünfzig Prozent Fürsorgegelder. Fast ein Viertel (24,1 Prozent) aller Afrikaner, die in der Schweiz leben, sind beim Sozialamt gemeldet.

Einige von ihnen leben in Rorschach. Zum Beispiel der Asylbewerber aus Eritrea, der 2008 angab, Kriegsdienstverweigerer zu sein – seit einem Entscheid der damaligen Asylrekurskommission (heute Teil des Bundesverwaltungsgerichts) ein äusserst populärer Asylgrund. Auch dem Asylgesuch des Mannes wurde entsprochen. Seine Frau und die mittlerweile drei Kinder leben inzwischen ebenfalls hier. Warum aber bekommt ein Ehepaar, das in der Schweiz noch keinen Tag gearbeitet hat, eine C-Bewilligung, die zum unbegrenzten Aufenthalt berechtigt? Das Gesetz will es so. Anerkannte Flüchtlinge bekommen nach spätestens fünf Jahren den C-Ausweis. Haben sie dann immer noch keinen Job, werden sie nicht mehr vom Bund unterstützt, sondern von der Sozialhilfe. Wenn die Flüchtlinge und





Bis zu fünfzig Prozent Fürsorgegelder: Asylzentrum.

vorläufig Aufgenommenen, die seit 2008 in die Schweiz geströmt sind, eine Aufenthaltsbewilligung erlangen und ihre Familien einfliegen lassen können, werden die Sozialausgaben zusätzlich steigen.

### Nicht jeder will arbeiten

Längst geht es bei der Sozialhilfe nicht mehr darum, Bedürftigen die Mittel zu gewähren, «die für ein menschenwürdiges Dasein unerlässlich sind» (Art. 12 der Bundesverfassung). Die Sozialhilfe orientiert sich an den Richtlinien der Skos, die in den letzten Jahrzehnten eine Vielzahl an gutgemeinten Zuschlägen erfunden hat, die den Bezüglern ein immer besseres Leben ermöglichen, bei dem von den Kosten der Dentalhygiene bis hin zur externen Kinderbetreuung alles bezahlt wird. Bei der letzten Revision der Skos-Richtlinien kam zum Beispiel eine «Integrationszulage» von 100 bis 300 Franken dazu, die Engagements honoriert, welche von Sozialhilfebezüglern eigentlich ohnehin verlangt würden, zum Beispiel die «aktive Stellensuche». Eine vierköpfige Familie hat steuerfreie Leistungen im Wert von mindestens 5000 Franken zugut, was einem Bruttolohn von rund 6500 Franken entspricht. Jedes zusätzliche Kind gibt weitere rund 300 Franken plus Zulagen für Miete (zusätzliches

Zimmer), Krankenkasse, Zahnartzkosten, Möbel oder Musikunterricht. Sozialhilfebezüglern sind neben Spitzenverdienern die Einzigen, die sich keine Gedanken über die Familienplanung machen müssen.

«Das System funktioniert nur, wenn nicht jeder nimmt, was ihm zusteht», sagt Reiner Eichenberger, Volkswirtschaftsprofessor an der Universität Freiburg. Er hält die Sozialhilfe für inkompatibel mit der Kultur der Einwanderer, die einen Grossteil der Klientel ausmachen. Dass der allergrösste Teil der Sozialhilfe an Leute fliesst, die nicht mit den Schweizer Werten sozialisiert worden sind, ist ein offenes Geheimnis. In der offiziellen Sozialstatistik halten sich Schweizer und Ausländer ungefähr die Waage (Ausländer: 45,4 Prozent). Sozialarbeiter gehen aber davon aus, dass rund die Hälfte der Sozialhilfebezüglern mit Schweizer Pass eingebürgert sind. Etwa drei Viertel aller Bezüglern dürften demnach einen Migrationshintergrund haben.

«Der brave Schweizer, der sich schämt, weil er nicht arbeiten kann, macht nur einen kleinen Teil aus», sagt eine ehemalige Kaderfrau aus dem Sozialbereich. Die Klienten seien zum Teil enorm erfindungsreich, wenn es darum gehe, an Leistungen heranzukommen. Oft sassen ihnen im Sozialamt Beamte gegenüber,

die weniger clever seien. «Naive Mittelschicht-Töchterchen, denen der Papi vor der Sozialarbeiterausbildung noch einen Sprachaufenthalt bezahlt hat.»

Am Anfang jeder Diskussion über ein gerechteres Sozialhilfesystem, so die Insiderin, müsse eine banale Erkenntnis stehen: «Es ist nicht so, dass jeder arbeiten will.» Seit zwanzig Jahren sei bekannt, dass die Sozialhilfe negative Arbeitsanreize setze, dennoch würden immer höhere Summen ausbezahlt.

Ökonom Eichenberger schlägt vor, Sozialhilfe nicht mehr von den Einwohnergemeinden ausbezahlen zu lassen, sondern von neu zu gründenden «Bürgergemeinden», in welche jeder Schweizer hineingeboren würde und die von National- und Kantonalbankgewinnen finanziert würden. «Einwanderer werden erst aufgenommen, wenn sie genug einbezahlt haben.» Da Reiner Eichenberger weiss, dass dieser Vorschlag nicht sofort umgesetzt werden kann, plädiert er für eine einmalige Aktion, welche die Schweizer Gemeinden zugunsten von ausländischen Sozialhilfebezüglern durchführen sollen: Rückkehrprämien, bar auf die Hand für alle, die heimgehen. «Profitieren würden alle. Die Heimkehrer, ihre Heimatländer und natürlich vor allem die Steuerzahler.» ○

# Valium für die Märkte

In den Staatsbilanzen türmen sich die Schulden. Allein die Länder der Euro-Zone sind mit 8,6 Billionen Euro verschuldet, die USA mit 16 Billionen US-Dollar. Trotzdem fordern Ökonomen und Politiker ein «Ende des Sparens». Kann das gutgehen? Von Florian Schwab



Was sind die Folgen der Schuldenrekorde? Konferenz der G-8-Staaten 2012 in Camp David.

Seit dem 22. April ist es offiziell: Die Statistik-Behörde der EU, Eurostat, hat bekanntgegeben, dass sich die Staatsschulden in der Euro-Zone Ende 2012 auf 8,6 Billionen Euro beliefen. Gemessen an der jährlichen Wirtschaftsleistung, dem Bruttoinlandprodukt (BIP), entspricht dies 90,6 Prozent. Im Jahr zuvor waren es noch 87,3 Prozent gewesen. Ende 2013 werden gemäss den Vorhersagen der Statistiker 95 Prozent überschritten, Ende 2014 dürfte der Schuldenberg fast gleich gross sein wie das gesamte BIP.

Mit 90 Prozent hat die Staatsschuldenquote damit den Wert erreicht, den die beiden einflussreichen Harvard-Ökonomen Carmen M. Reinhart und Kenneth S. Rogoff (R+R) in mehreren Studien als kritisch identifiziert hatten. Konkret fanden sie heraus, dass, historisch betrachtet, das Wirtschaftswachstum geringer war, sobald die Staatsschulden die 90-Prozent-Marke überschritten.

Die beiden Autoren mussten sich allerdings ungefähr zur gleichen Zeit, als die EU-Zahlen offiziell wurden, in einem wüsten akademischen Streit rechtfertigen. Drei Kollegen von der University of Massachusetts warfen ihnen größere Rechenfehler in einer Studie vor. R+R gestanden die Rechenfehler ein, betonten aber in der *New York Times*, dass die Ergebnisse der Studie trotzdem Bestand hätten.

## Weltweite Häme

Die drei R+R-Kritiker ihrerseits wurden von James Hamilton in den Senkel gestellt, einem der anerkanntesten Experten für diese Art von Berechnungen – sie hätten ihre eigenen Ergebnisse überinterpretiert, mit denen sie die Grundaussage von R+R in Zweifel zogen.

R+R sind nicht die einzigen Ökonomen, die eine lähmende Wechselwirkung zwischen der Staatsverschuldung und dem BIP-Wachstum

vermuten. Der jüngste «World Economic Outlook» des Internationalen Währungsfonds zählt hochrangige Studien auf, die zu ähnlichen Ergebnissen kommen. Trotzdem mussten R+R wegen ihres Rechenfehlers weltweit Kritik und Häme einstecken. Dies liegt daran, dass sie zu den Ideengebern des republikanischen Präsidentschaftskandidaten Paul Ryan, des britischen Premiers David Cameron, der deutschen Kanzlerin Angela Merkel und der EU-Kommission zählen. Sie alle haben sich bis vor kurzem dazu bekannt, Staatsschulden durch Ausgabenenkungen in den Griff zu bekommen.

Diese Anstrengungen sind politisch und ökonomisch höchst umstritten. Die Gegner, allen voran Nobelpreisträger Paul Krugman, aber auch besonnenere Stimmen wie Martin Wolf von der *Financial Times*, brandmarken sie als «Austeritätspolitik». In der aktuellen wirtschaftlichen Lage seien staatliche Ausgaben-

kürzungen pures Gift. Wenn schon der private Konsum eingebrochen sei, die Unternehmen nicht ausgelastet und viele Arbeitnehmer arbeitslos seien, solle wenigstens der Staat mehr ausgeben, auch wenn er sich das Geld leihen müsse. Krugman und seine ökonomischen Mitstreiter nehmen für sich in Anspruch, mit dem «*mea culpa*» von R+R die akademische Debatte für sich entschieden zu haben.

### Von 60 auf 90 auf 100 Prozent

Auch die politische Front bröckelt. Die EU-Kommission hat Griechenland und Portugal mehr Zeit gegeben, ihre Sparmassnahmen umzusetzen. Der spanische Premierminister Mariano Rajoy hat sich soeben selber den Spielraum von 4,5 Prozent Neuverschuldung im Jahr 2013 auf 6,2 Prozent erweitert. Dennoch sind letzte Woche die Zinsen auf spanische Staatsanleihen mit 2,2 Prozent auf einem Tiefstand in der Krise angelangt. Die im Maastricht-Vertrag gezogenen Grenzen von 60 Prozent Schuldenquote und maximal 3 Prozent Neuverschuldung sind längst überschritten. Auch das von R+R und dem Internationalen Währungsfonds gezogene Band von 90 Prozent ist in der Euro-Zone gerissen. In den Krisenländern der südlichen Peripherie sowieso. Die USA werden Ende 2013 bei deutlich über 100 Prozent Staatsschulden landen.

Es stellt sich die Frage: Was sind die Folgen dieser Schuldenrekorde? Sind sie überhaupt schlimm, oder ist es durchaus vertretbar, auch bei hohen Staatsschulden die Wirtschaft mit geliehenem Geld anzukurbeln?

Die Wissenschaft ist sich uneins, was in der aktuellen Lage das Beste ist, wie der Ökonomenstreit um die 90 Prozent zeigt. Allerdings herrscht bezüglich der langfristigen Risiken und Nebenwirkungen einer ungehemmten Schuldenwirtschaft durchaus Einigkeit – selbst Krugman gesteht ein, dass «irgendwann in der Zukunft die Rechnung zu zahlen ist».

«Eigentlich ist es die Aufgabe des Kapitalmarktes, über die Kreditwürdigkeit von Staaten zu entscheiden», sagt der an der Berliner Humboldt-Universität lehrende Finanzwissenschaftler Charles Blankart. «Dabei kann er bei einem Land zum Schluss kommen, dass 60 Prozent bereits zu viel sind und bei einem anderen, dass 90 Prozent noch tragbar sind.» Die Interventionen der Notenbanken bewirkten aber vielerorts, dass die Signale des Kapitalmarktes ausgeschaltet würden. Wenn die Notenbanken unbegrenzte Hilfe für Staaten in Aussicht stellen, werden die Signale zur Tragbarkeit der Schulden verfälscht.

Unbestritten ist: «Je höher ein Staat verschuldet ist, desto höher ist das Risiko, dass die Refinanzierung irgendwann nicht mehr klappt», so Blankart. Um dieses Risiko zu mindern, können die verschuldeten Staaten versuchen, die Staatsschulden in besseren Zeiten wieder abzubauen (wie es mit den Kriegsschul-

den nach dem Zweiten Weltkrieg geschah), oder sie können sich mit einer hohen Schuldenquote abfinden. In beiden Fällen sind die Kosten offensichtlich.

Der erste Fall (Abbau der Schulden) wäre eine direkte finanzielle Belastung für kommende Generationen. Entweder in Form höherer Steuern oder in Form von Inflation. Sieht man sich die heutigen Steuersysteme an, wo in vielen Ländern die Staatsquote bereits fünfzig Prozent beträgt, fällt es schwer, sich vorzustellen, wie weitere Steuererhöhungen wirtschaftsverträglich möglich sein sollen.

Eine Art Wirtschaftswunder wie nach dem Zweiten Weltkrieg ist in der westlichen Welt nicht in Sicht – die demografische Entwicklung geht sogar eher in die umgekehrte Richtung. Die Ratingagentur Standard & Poor's hat ausgerechnet, dass alleine die Alterung der Gesellschaft die Staatsschulden in vielen Ländern auf gegen 245 Prozent des BIP treiben wird (im Zeitraum 2040–2050), wenn die Politik nicht geändert wird – unabhängig von der aktuellen Schuldenkrise.

Die Inflationslösung ist ebenfalls schmerzhaft: Die Sparer werden bestraft, und der Wirtschaft werden Investitionen entzogen. Schon jetzt sind die negativen realen Renditen ein grosses Problem für viele Vorsorgesysteme. Die *Washington Post* schätzt, dass in amerikanischen Firmen ungedeckte Pensionsverpflichtungen von mehr als 400 Milliarden Dollar schlummern. Bei staatlichen Angestellten sollen es sogar 4 Billionen sein. Kommt noch Inflation dazu, dann wird in der Vorsorge ein Blutbad angerichtet. Altersarmut auf breiter Front wäre die Folge.

Ebenso riskant wäre es, wenn die Staaten sich einfach mit den hohen Schulden arrangieren würden. Denn es gibt keine Garantie, dass die Zinsen für den Staat tief bleiben – bei einer wirtschaftlichen Erholung heben die Notenbanken die Zinsen an, weil sie eine ungezügelt Inflation verhindern wollen.

Dadurch müssen auch die Staaten wieder höhere Zinsen bezahlen, denn Staatsanleihen konkurrieren mit anderen Finanzprodukten. Die Finanzminister sind diesbezüglich in derselben Lage wie Hausbesitzer mit Hypotheken: Je stärker der Zins steigt, desto teurer wird die Finanzierung. Unter Umständen nicht sofort, weil viele Verträge langfristige sind, aber unweigerlich mit der Zeit.

Wie schnell das gehen kann, zeigt ein Beispiel aus der Schweiz: Im Jahr 1988 schüttete der Bund auf zweijährige Staatsanleihen eine Rendite von 3,7 Prozent aus. Mit steigenden Zinsen waren es nur fünf Jahre später 6,86 Prozent. Für viele Immobilienbesitzer war diese Entwicklung verheerend, für den damals mit 31,9 Prozent moderat verschuldeten Staat (Bund, Kantone und Gemeinden) hingegen verkraftbar. Trotzdem schnellte die Verschuldung bis Mitte der 1990er Jahre auf 50 Prozent

hoch. Hätte die Staatsschuld des Bundes im Jahr 1990 nicht 32 Prozent des BIP betragen, sondern, sagen wir, die 95 Prozent, welche die Euro-Zone gerade ansteuert – das Bild der Staatsfinanzen wäre heute ein anderes.

### Staaten werden abhängig

Wer sich verschuldet, begibt sich in eine Abhängigkeit von seinen Gläubigern. Das gilt auch für Staaten. Die Sparpolitik in Irland, Griechenland und Portugal war keine freiwillige politische Übung, sondern wurde von den Gläubigern vorgegeben: zuerst von den Finanzmärkten, deren Vertrauen in die Rückzahlung der Schulden schwand, und später von IWF, Währungsfonds und Europäischer Zentralbank (EZB), die notfallmässig einspringen mussten.

Das Gleiche gilt für Spanien und Italien. Diese können sich erst wieder zu erträglichen Konditionen am Kapitalmarkt finanzieren, seit die Europäische Zentralbank angekündigt hat, notfalls unbegrenzt Staatsanleihen aufzukaufen. Damit wurden die besorgten Märkte mit einer Dosis Valium ruhiggestellt. Zöge die EZB ihre umfassende Garantie zurück, weil ihr die politischen Fortschritte zu gering sind, würden die Preise für die betreffenden Staatsanleihen sofort wieder einbrechen auf den gefährlichen Stand des vergangenen Sommers, als etliche Länder jährliche Renditen von mehr als sechs Prozent auf ihre Anleihen zahlen mussten. Das ist für keinen Staat auf Dauer tragbar.

Wer in dieser Lage für höhere Staatsschulden eintritt, verlässt sich darauf, dass der Kapitalmarkt dauerhaft durch die Zentralbanken ausgeschaltet bleibt. Geht man mit dieser Erwartung ans Werk, so der Chef der Deutschen Bundesbank, Jens Weidmann, gefährdet dies die Unabhängigkeit der Notenbank und die Preisstabilität. «Befindet sich die Geldpolitik erst einmal auf einem derartigen abschüssigen Kurs, ist eine Umkehr nur schwer und unter grossen Kosten möglich», steht laut *Handelsblatt* in einer Stellungnahme der Bundesbank an das deutsche Verfassungsgericht.

Die Kosten bestehen darin, dass die Notenbank gezwungen wird, die Zinsen tief zu halten. Dies birgt erstens die Gefahr der Inflation und zweitens die Gefahr, dass unrentable Investitionen getätigt werden. Das Kapital fliesst in unrentable Wirtschaftsbereiche und führt dort zu Investitionsblasen. Das ist im amerikanischen und im spanischen Hypothekenmarkt geschehen wie auch bei den griechischen Staatspapieren. Die tiefen Zinsen haben Spekulationsblasen befeuert, welche beidseits des Atlantiks die missliche Lage verursacht haben. Ausgerechnet die Auslöser der Krise sollen nun deren Heilmittel sein.

**Exklusiv für Weltwoche-Leser:** die Zusammenfassung des Buches «Déjà-vu». Diese Woche kostenlos auf [www.getAbstract.com/weltwoche](http://www.getAbstract.com/weltwoche)

---

# Reservate des Unkorrekten

---

Golfspieler in der Schweiz. Sie sind eine soziologisch schwer fassbare Minderheit. Die Spannweite reicht von blasierem Prominentengolf bis zu bodennahem Proletariergolf.

*Von Kurt W. Zimmermann*



*Grösster Flächenbedarf aller Freizeitsportler.*

Das Mitgliederverzeichnis des Golf & Country Club in Zumikon ist eine kleine Broschüre mit hohem, praktischem Wert. In der kleinen Broschüre nämlich sind die Mitglieder des Zürcher Klubs mit all ihren individuellen Daten verzeichnet, so auch mit ihren persönlichen Handy-Nummern.

Man kann als Besitzer der Broschüre darum Männer wie Walter Kielholz, Raymond Bär, Andreas W. Keller, Ernst Tanner oder Walter Frey jederzeit direkt aufs Handy anrufen. Auf der Broschüre steht darum eine Warnung: «Nur für internen Gebrauch».

Der Club in Zumikon – mit C bitte – ist der exklusivste und elitärste Golfklub der Deutschschweiz. Der Klubsekretär beispielsweise spricht mit Besuchern prinzipiell nur Englisch. Und natürlich nehmen sie bei weitem nicht jeden auf. Doch aussen vor bleiben nicht nur die armen Schlucker.

Selbst Flughafen-Präsident Andreas Schmid und Swiss-Life-Präsident Rolf Dörig mussten jahrelang warten, bis die Gnade der Mitgliedschaft sie erteilte. Sie schafften es nur dank befreundeten internen Fürsprechern. Die Eintrittsgebühr, 55 000 Franken, war dann aber nicht höher als bei anderen Nobelklubs auch.

Bevor sie in Zumikon einen neuen Auserwählten aufnehmen, kommt es zu einem letzten Initiationsritual. Eine Delegation des Klubs fährt zum Auserwählten nach Hause und überprüft dort bei einem Aperitif, ob auch die Gattin und das weitere Mobiliar in standesgemäßem Zustand sind. Dann erst fällt der Entscheid.

Man kann das auch Snobismus nennen.

Solch geschlossene Zirkel im Golfsport haben historische Gründe. Das wirkt bis heute nach. Golf wurde Ende des 19. Jahrhunderts von den Briten in die Schweiz gebracht, genauso wie die Briten Bobsleigh, Eiskunstlauf, Skeleton und Curling importierten. Es begann immer im Engadin.

#### «No dogs and women»

Golf, im Mittelalter in Holland entstanden, war im 19. Jahrhundert in England bereits ziemlich demokratisiert. Es spielte zwar der Adel, aber auch der Dorfpfarrer, der Schmied und der lokale Pub-Besitzer. Nur zwei Subgruppen waren unerwünscht. Auf den Plätzen waren «no dogs and women admitted».

1890 entstand in St. Moritz, britisch inspiriert, ein erster kleiner Platz. Drei Jahre später wurde in Samedan der erste reguläre 18-Loch-Platz der Schweiz eröffnet. Die Bündner arbeiteten für die britischen Gäste als Caddies, trugen deren Golfaschen und wurden oft selber gute Golfer. Die Klubmitglieder aber weigerten sich, die Einheimischen in den Klub aufzunehmen. In der Fremde wollten die Members unter sich sein.

Sie pflegten damit die klassische Klubtradition. Die ersten heutigen Klubs gab es im 18. Jahrhundert in England. Es waren aristokratische Coffeehouse-Clubs wie White's, Brook's und



*In der Fremde wollten die Members unter sich sein:* Golf in der Schweiz, hier in Arosa, 1956.

Boodle's. Der aufstrebende Mittelstand hatte keinen Zugang. Darum entstanden sogenannte *working men's clubs* wie der Rotary Club. Er wurde gegründet von einem Kohlenhändler, einem Ingenieur und einem Schneider. Schnell aber verweigerten auch die Rotarier vielen Bewerbern die Aufnahme. Sie wissen bis heute: Ein Klub, der jeden nimmt, ist kein Klub.

#### Ausgerechnet die Migros

Die Golfklubs entstanden zur gleichen Zeit. Sie funktionierten genauso. Auch sie nahmen nicht jeden, und das ist manchenorts bis heute so geblieben. Der frühere Botschafter Thomas Borer versucht zum Beispiel lange schon, Mitglied in Schönenberg zu werden. Schönenberg gehört ebenfalls zu den besseren Klubs rund um den Zürichsee. Seit Jahren wurde Borer immer wieder als Mitglied abgelehnt, auch dann noch, als er die Bedrohungslage durch seine exzentrische Gattin beendete.

Nun geht es aber auch ganz anders.

Nicht weit der Golfklubs von Zumikon und Schönenberg liegt der Golfpark Holzhäusern im Kanton Zug. Holzhäusern ist der Platz mit der höchsten Spielerfrequenz in Europa. Es ist eine Art Massenaufmarschgelände. Vom frühen Morgen an schwärmen täglich Hunderte von Spielern über die Fairways und Greens. Hier darf jeder spielen, egal ob Mitglied oder nicht, wenn er den Schläger einigermaßen halten kann. Viele sind Rentner, Hausfrauen, Handwerker und Kleingewerbler aus der Region. Eine Mitgliedschaft bei einem teuren Klub ist für sie kein Thema. Holzhäusern wurde gebaut von der Migros. Sechs Golfplätze betreibt der Detailhändler mittlerweile in der Schweiz. Die Konditionen sind erstaunlich günstig. Weitere Plätze sind in Planung.

Wenn man über helvetisches Golf redet, muss man darum sehr aufpassen, welche Variante man betrachtet. Es gibt kaum ein anderes Land in Europa mit einer so grossen Spannweite der Golf-Soziologie. Dermassen naserümpfende Klubs wie jenen von Zumikon gibt es sonst kaum irgendwo mehr. Dank der Migros wiederum bietet die Schweiz, ebenso einzigartig, bestes Proletariergolf.

Dass ausgerechnet ein bodennahes Unternehmen wie die Migros den vermeintlichen Elitesport Golf popularisierte, hat mit drei golfverrückten Typen zu tun. Mitte der neunziger Jahre eröffnete Migros-Präsident Eugen Hunziker den ersten betriebseigenen Volks-

#### Friedrich Glauser SCHAUMKRONEN

«Es gibt reservierte Gebiete in jeder Seele, die so empfindlich sind, dass sie die Scheinwerferbeleuchtung des gesprochenen Wortes einfach nicht ertragen.»

(Friedrich Glauser)

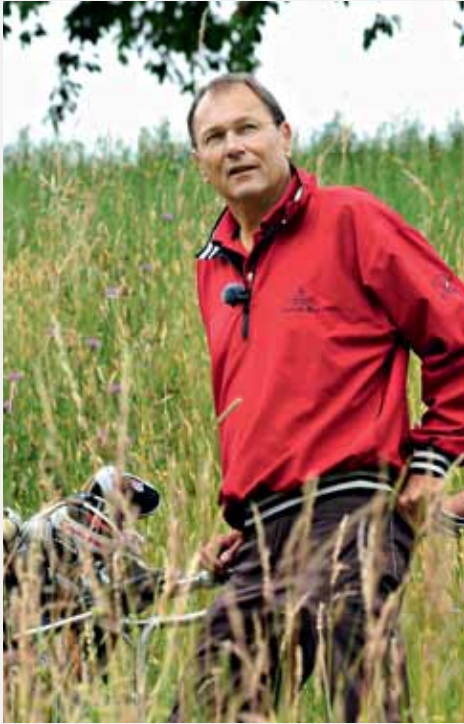
Mit der Sammlung von Aphorismen und Gedichten Friedrich Glasers tritt eine weitere Facette des Schweizer Schriftstellers hervor:

Glauser als luzider Beobachter mit ganz eigenem lyrischen Ton.

[www.elsterverlag.ch](http://www.elsterverlag.ch)

## «Immer noch zu elitär»

André Dosé, ehemaliger CEO von Crossair, Swiss und Gulf Air und Präsident des Grasshopper Club, über sein grünes Hobby.



«Kontakthöfe»: Manager Dosé.

**Herr Dosé, warum haben Sie mit dem Golfspiel angefangen?**

Golf hat mich schon immer fasziniert. Aber ich blieb lange auf Distanz. Ich arbeitete zwar als Pilot sechs Jahre in den USA. Da ist Golf ein Volkssport wie bei uns Skifahren. Aber mehr als ein paar Probeschwünge mit Kollegen habe ich damals nicht geschafft.

**Später kamen Sie als Chef zur Swiss, flogen raus, und dann hat es mit Golf geklappt.**

Ja, nach der Swiss hatte ich plötzlich Zeit. Genug Zeit, und dies erstmals in meinem Leben. Für Golf braucht man viel Zeit, keine Frage. Eine Runde dauert vier bis fünf Stunden. Ohne genügendes Zeitbudget macht das Ganze keinen Spass.

**Viele Golfer beginnen mit Golf in speziellen Lebenssituationen. War das bei Ihnen nach dem Swiss-Crash dasselbe?**

Nein, Golf hatte für mich keine therapeutische Funktion. Ich hatte damals vor acht Jahren nichts zu verarbeiten. Ich konnte einfach Defizite aufarbeiten. Endlich Bücher lesen. Endlich dieses Spiel lernen.

**Haben Sie damals auch mit Golf angefangen, um Ihre Karrierechancen zu verbessern?**

Vergessen Sie das. Das ist ein riesiges Klischee. Golfplätze sind keine ausgelagerten Business-Meetings. Geschäfte sind auf dem Grün kein Thema. Das Interessante am Golf ist vielmehr, dass man unglaublich viele Leute trifft. Es sind vielfach Leute, denen man sonst nie begegnen würde. Golfplätze sind eine Art Kontakthöfe.

**Wem sind Sie zuletzt begegnet?**

Ich war gerade in Amerika. Ich habe mit meinem Sohn und meiner Frau gegolft. Als vierter Mitspieler wurde uns beispielsweise ein Anwalt aus New Orleans zugeteilt. Ich habe dadurch viel gelernt über die Justiz im Süden der USA. An einem anderen Tag treffe ich vielleicht auf Bernhard Russi. Dann lerne ich viel über Ski in der Schweiz.

**Nun gelten die Schweizer auf dem Golfplatz aber nicht als allzu locker.**

Da ist etwas dran. Golf ist in der Schweiz immer noch zu elitär. Bei uns machen sie ein Riesengehabe um diesen Sport. Hat man das richtige Handicap? Hat man den richtigen Ausweis? Kennt man alle Regeln? Es ist darum nicht erstaunlich, dass Golf bei uns immer noch einen falschen, eher schlechten Ruf hat. Es ist noch nicht wie Skifahren.

**Daran sind manche unserer Klubs mit ihrer Attitüde aber auch selber schuld.**

Natürlich. Nehmen Sie als Beispiel Golfplätze wie Domaine Impérial bei Genf. Da liegen Teppiche im Klubhaus, über die im 19. Jahrhundert schon Napoleon geschritten sein soll. Soll ich beeindruckt sein?

**Sie waren auch tätig in Bahrain. Wie funktioniert das in Middle East?**

Golf ist dort stark von Prestige getrieben. Jeder veranstaltet sein eigenes Turnier, und jeder will den andern übertreffen. Die Shows und das Buffet müssen exzellent sein, sonst blamiert man sich. Und wehe, wenn Sie in einen dieser speziellen Teiche hauen. Denn dort leben diese 50 000-Dollar-Fische.

**Wie ist eigentlich Ihr aktuelles Handicap?**

5,2.

**Das ist aber verdammt gut.**

Im Fussball war ich Goalie. Da lernt man, mit runden Bällen umzugehen. Das hilft für das spätere Leben.

Die Fragen stellte Kurt W. Zimmermann.

platz, typischerweise im Finanzdorado des Kantons Zug, in Holzhäusern. Seine präsidenten Nachfolger Jules Kyburz und Claude Hauser, beide ebenfalls heftige Golfspieler, expandierten dann weiter. Die Migros, so die Schätzung, hat gegen 20 000 Schweizer zum grünen Sport gebracht. Das ist ein Fünftel der rund hunderttausend Spieler im Land.

Rund ein Prozent der Bewohner spielt in zivilisierten Ländern Golf. Nur in den USA, in Grossbritannien, Irland und Schweden sind es deutlich mehr. Golfer sind also eine minime Minderheit. Die Minderheit hat indessen den grössten Flächenbedarf aller Freizeitsportler. Anständige Golfplätze beanspruchen mit Infrastruktur um die siebzig Hektar an Boden. Das entspricht 100 Fussballfeldern oder 3500 Tennisplätzen.

**«Hast du ihn gefunden?»**

Schon darum wird Golf seinen Ruf als Tanzfläche der Elite wohl nie loswerden, da kann die Migros noch so schufteln. Und weil nur ein Prozent der Bevölkerung jemals auf einem Golfplatz war, haben die anderen 99 Prozent der Bevölkerung natürlich ihre gepflegten Vorurteile.

Das vielleicht grösste Vorurteil der nicht-golfenden Menschheit lautet, dass auf dem Golfplatz die grossen Geschäfte eingefädelt würden. Golf, so die Meinung, habe mit Business zu tun.

Das ist falsch. Golf hat nicht mit Business zu tun, sondern mit Berberitzen und Brombeeren.

Damit das auch die nichtgolfende Menschheit versteht: Beim Golf geht es im Wesentlichen darum, dass man mit roher Gewalt auf einen Ball haut und dann zuschaut, wie der Ball im Gebüsch verschwindet. Dieser Effekt tritt vor allem dann ein, wenn Männer Golf spielen. Für Männer ist Golf eine Art Kampfsport. Frauen hingegen verstehen Golf als eine Art Bewegungsspiel. Darum landen ihre Bälle fast nie im Gebüsch.

Die Männer sind also dauernd im Gebüsch unterwegs, um ihre verlorenen Golfbälle wiederzufinden. Die permanente Suche nach den Golfbällen lässt keine Zeit für geschäftliche Gespräche. Das einzige Diskussionsthema von Interesse ist: «Hast du ihn gefunden?»

Vielfach findet man den Ball nicht. Dafür ist man, wenn man aus dem Gebüsch zurückkehrt, von den Dornen der Berberitzen und Brombeersträucher zerkratzt.

Business auf dem Golfplatz? «Ich weiss auch nicht, von wem diese Erfindung ist», sagt etwa Michael Ringier. Der Verleger spielt regelmässig mit Partnern in Europa, Asien und den USA. Er kann sich nicht erinnern, auf dem Platz je ein Geschäft gemacht zu haben.

Nun kann man einwenden, hinterher im Klubhaus gebe es Gelegenheit genug, um die Akquisition oder den Verkauf einzufädeln. Auch das ist ein Vorurteil. In der Praxis ist der



*Exklusivster Golfklub der Deutschschweiz: Zumikon oberhalb des Zürichsees.*



*Auch ohne Mitgliedschaft: Migros-Platz Holzhäusern im Kanton Zug.*

Golfer vom stundenlangen Ballsuchen im Gebüsch derart ausgelaugt, dass er nun nur noch eine schöne Zigarre, einen schönen Bordeaux und ein schönes Steak will. Das Gespräch dreht sich also um Cohiba, Margaux und T-Bone. Jetzt über Finanzierungen zu reden, dazu hat niemand Lust.

Golf ist vermutlich das genaue Gegenteil von Business. Alle sind froh, dass sie auf dem Platz für einmal nicht übers Geschäft reden müssen.

### Die permanente Suche nach den Golfbällen lässt keine Zeit für geschäftliche Gespräche.

Das haben inzwischen selbst die Steuerbeamten gemerkt. Früher konnte die Klubgebühr in den USA und teilweise auch bei uns von den Steuern abgezogen werden, als eine Art Geschäftsausgabe. Inzwischen ist der Abzug überall nicht mehr statthaft. Auch der Staat weiss inzwischen: Die Golfer treiben es nur zum Vergnügen.

Das Vergnügen hat seinen Grund nicht nur darin, dass Golf der komplexeste und schwierigste Sport auf diesem Planeten ist. Keiner kann es jemals richtig, und auch wenn einer mal einen wirklich guten Tag erwischt, kann

am nächsten Tag schon das Desaster folgen. Das Vergnügen besteht auch nicht nur darin, dass Golf der einzige Sport dieser Welt ist, den man nur in der freien Natur und nicht in einer Halle betreiben kann.

Entscheidend ist der soziologische Aspekt. Golf ist eine gesellschaftliche Insel. Golf ist der letzte Ort auf Erden, wo die politische Korrektheit noch nicht dominiert. Golf hat etwas Subversives.

Political Correctness ist ansonsten ja allgegenwärtig. Sexistische Witze sind verboten, will man kein Verfahren am Hals. Saufen ist tabu, will man die Karriere nicht gefährden. Man darf nicht in gewagten Beinkleidern ins Geschäft. Rauchen ist in Büro und Restaurant verboten.

Es ist nicht mehr möglich, dass man in der Öffentlichkeit in einer karierten Hose, mit einer dicken Zigarre im Mund und einem Whisky in der Hand sexistische Witze reiss.

Nun kann man sich fragen, wer denn überhaupt in einer karierten Hose, mit Zigarre und Whisky sexistische Witze reissen will. Die Frage kann man moralisch oder pragmatisch beantworten. Moralisch betrachtet, wollen dies nur ewiggestrige Machotypen. Pragmatisch betrachtet, wollen das alle Männer von Zeit zu Zeit. Dazu fahren sie auf den Golfplatz.



*Nicht mal er darf: ehemaliger Botschafter Borer.*

Darum sind Golfplätze zu den wichtigsten Reservaten des politisch Unkorrekten geworden. Sie sind der einzige öffentliche Ort der Gegenwart, wo noch quasi alles erlaubt ist. Nirgendwo sonst sieht man darum so viele buntgekleidete Männer, die mit einer rauchenden Corona

**Friedrich Glauser**  
**SCHAUMKRONEN**

Neu: 2. Auflage

Gedichte und Aphorismen  
Herausgegeben von Hans Baumgartner

110 Seiten  
gebunden, Fr. 19.80  
In jeder Buchhandlung  
oder auf  
[www.elsterverlag.ch](http://www.elsterverlag.ch)

Elster



## Fünf spezielle Plätze

Die internationalen Profis treffen sich im Wallis, in der Innerschweiz kommen patriotische Gefühle auf.



*Hügelig, abwechslungsreich:* Crans-Montana.

Der Schweizer Golfverband zählt 88 000 offizielle Mitglieder. Mit all jenen, die im Ausland oder ohne Mitgliedschaft spielen, kommt man auf etwa 100 000 golfende Eidgenossen. Zum Verband gehören 95 Plätze. Einige liegen knapp ausserhalb der Landesgrenze in Deutschland und Frankreich.

**Der beste Platz** — Das einzige grosse Turnier der Schweiz, das «European Masters», steigt jeweils in Crans-Montana. Der Platz ist aus sportlicher Sicht wohl der beste der Schweiz, lang, hügelig, abwechslungsreich und mit wunderbarer Sicht auf die Alpen. Leider fällt die Sicht auch auf die scheusslichen Überbauungen ringsum — typisch Wallis eben.

**Der teure Platz** — Ausser in Zürich gibt es das nur noch in Rom: Mitten in der Stadt liegt eine grüne Golfzone. Der Golfplatz Dolder, unterhalb des Hotels, ist eher klein und hat nur neun Loch. Die Sicht über See und Alpen ist grandios. Und man spielt sozusagen auf einer Goldschicht. Würde der Rasen in Bauland verwandelt, er kostete über eine Milliarde.

**Der hässliche Platz** — Der Golfplatz im aargauischen Otelfingen schaut aus wie ein

Truppenübungsplatz. Das Gelände ist öde und flach, mit ein paar künstlichen Wölbungen, die ideal für das Werfen von Handgranaten wären. Aber Vorsicht, es ist einer der drei beliebtesten Golfplätze der Schweiz. Er gehört der Migros, jederzeit lässt sich in Otelfingen unpräzise draufhauen.

**Der klassische Platz** — Bad Ragaz ist der einzige Ort in der Schweiz, der sich «Resort» nennen darf. Hier gibt es alle vier Elemente eines echten Resorts: Golfplatz, Pferderennbahn, Spielkasino und Heilquelle. Der Platz ist über hundert Jahre alt, gehalten im dichtbewachsenen englischen Stil. Engländer fühlen sich auch sonst zu Hause — es regnet häufig hier.

**Der schweizerische Platz** — Der Golfplatz von Hochybrig liegt auf fast tausend Metern. Er ist ein gutes Beispiel für all die netten Gebirgsplätze, die es in den Alpen gibt. Speziell ist, dass die Artillerie der Schweizer Armee daneben ihre Schiessübungen abhält. Wenn man den Ball schlägt, knallt es zugleich ohrenbetäubend — es kommen patriotische Gefühle auf.

*Kurt W. Zimmermann*



*Goldschicht:* Dolder in Zürich.

im Gesicht fröhlich johlend über den Rasentrollen. Der Golfplatz ist der letzte Naturschutzpark der Zeitgeistverweigerung.

Bei Frauen ist das ganz ähnlich. Frauen spielen lieber mit Frauen als mit Männern Golf. Das gilt ganz besonders am Ladies Day, jeweils am Dienstagnachmittag. Die Damen spielen in Pink oder im Tigermuster und unterhalten sich zwischen den Schlägen ausgiebig über Häuser, Mode und Männer. Hier würden Männer nur stören. Im Klubhaus dann unterhalten sie sich noch ausgiebiger über Häuser, Mode und Männer. Die störenden Männer warten längstens zu Hause. Der Unterschied ist nur, dass die Ladies sich nicht Bordeaux und Whisky, sondern unablässig Aperol Spritz einflössen.

### Warum sind Golfer unbeliebt?

Die Polizei, immer auf der Jagd nach Bussengeldern, hat das inzwischen auch gemerkt. Gern beziehen die Wegelagerer mit ihren Blasautomaten in der Nähe von Golfklubs nächtliche Stellung. Bei Polizisten sind Golfer beliebt.

Sonst sind Golfer in dieser Gesellschaft nicht beliebt.

Die letzte Volksabstimmung über einen Golfplatz fand Ende 2012 im zürcherischen Bezirk Affoltern am Albis statt. Die Bürger von vierzehn umliegenden Gemeinden mussten über das Projekt entscheiden. Das Resultat war klar: 70,5 Prozent sagten nein, 29,5 Prozent sagten ja.

Siebzig Prozent einer gutausgebildeten und gutverdienenden Bevölkerung mögen keine Golfplätze. Das ist viel.

Es war nicht die erste Niederlage. Reihenweise wurden in den letzten zehn Jahren von Stimmbürgern geplante Golfkurse beerdigt. Die erfolgreichen Slogans waren bei fast allen Blockaden identisch: «Keine Verschandelung der Natur» und «Kein Spielfeld für Superreiche». Die Argumente kamen von den Grünen und von den Linken. Doch die Argumente fanden immer Anklang weit über das grüne und linke Lager hinaus. Man rannte offene Türen ein.

Warum sind Golfer unbeliebt? Sie wollen mit ihren weissen Bällen ja nur harmlos herumspielen, meist ausser Sicht der übrigen Bevölkerung. Auch ökologische Anliegen können sie heute problemlos erfüllen. Golfplätze sind Paradiese der Biodiversität. In manchen Regionen gibt es Dutzende von Arten nur noch deshalb, weil sie auf einem naturbelassenen Golfplatz überleben können. Ohne Golf wären sie ausgestorben. Das gilt für den Teichrohrsänger genauso wie für die Schlingnatter, die Brandgans und den Ritterfalter.

Dennoch, nicht nur im links-grünen Lager, auch bei den Bürgerlichen nimmt die Aversion gegen Golfspieler neuerdings wieder deutlich zu. Die SVP-Basis zum Beispiel ist strikt gegen Golfplätze. Auch beim neusten volksnahen Migros-Projekt in Wädenswil spannt die SVP



mit den Grünen zur Fundamentalopposition zusammen.

Das ist an sich erstaunlich. Denn die SVP-Spitze ist ansonsten die Golfpartei in der hohen Politik. Unter den wenigen Golfern der Bundesversammlung stellt sie die Mehrheit der Spieler. Die besten der letzten Jahre waren die Nationalräte Maximilian Reimann, Hans Kaufmann und Marcel Scherrer. Sie gewannen gar die Europameisterschaft der golfspielenden Parlamentarier.

Pascale Bruderer macht bei Parlamentarier-Turnieren und andern Golfanlässen nie mit. Die frühere Nationalratspräsidentin kann zwar Golf spielen. Aber sie ist Sozialdemokratin. Und für eine Linke ist es immer noch ungehörig, sich öffentlich mit dem Schläger in der Hand zu zeigen. Das ist quasi Fraternalisierung mit dem Klassenfeind. Die Genossen bevorzugen Sportarten mit mehr Publikumswirkung wie den Kampf gegen Gutverdiener.

Gottstein leitet bei der CS das Investment-Banking Schweiz. Seine Spielstärke liegt nur leicht über dem Handicap der Profis. Er hat, dies die Erfolgsvoraussetzung in diesem Sport, schon früh begonnen. «Golf ist wie Schwimmen», sagt er, «wenn man es als Kind einmal gelernt hat, verlernt man es nie mehr.»

### Typischer Normalbürgersport

Der Grossteil der Schweizer Golfergemeinde ist erst während der Berufsphase auf den Sport gekommen. Richtig gut wird dann keiner mehr. Eine Ausnahme ist André Dosé, der frühere Swiss-Chef und heutige Grasshopper-Präsident (siehe Interview). In seinem Donnerstags-Club, der legendären und gutbetuchten Gönnervereinigung der Grasshoppers, sind die Golfer in der Mehrzahl.

Das ist nicht erstaunlich. Golfspieler, so zeigen Statistiken, sind die Sportlergruppe mit

ohne Interesse der Öffentlichkeit. Von den 100 000 Schweizern, die Golf spielen, gehören vielleicht 2000 zur Kaste der sogenannten Prominenten. Die anderen 98 000 sind Normalbürger. Sie eignen sich nicht als Zielobjekte der Neidgesellschaft. Golf wäre, nüchtern betrachtet, demnach auch bei uns ein typischer Normalbürgersport.

Wie normal die Normalbürger sind, belegt ausgerechnet eine normale Geschichte von der besten Adresse des Sports, dem Golf & Country Club von Zumikon. Es ist eine sehr schweizerische Geschichte, auch wenn man dort Englisch spricht.

Weil das bisherige Gebäude langsam verlotterte, begann der Klub im letzten Jahr, ein neues Klubhaus zu bauen. Klubhäuser brauchen eine Réception, ein Restaurant, Garderoben und Duschen für Mitglieder und Gäste, Sitzungs- und Arbeitszimmer und Abstellräume. Das ist nicht ganz billig. In Zumikon musste

**EIN KLASSIKER.  
DER NEUE F-TYPE.**



[WWW.F-TYPE.CH](http://WWW.F-TYPE.CH)



Bruderer passt in die rote Tradition. Es gibt kaum gute Golfspieler unter den Linken. Marx und Lenin konnten es nicht, selbst Salonsozialisten wie Tony Blair und Gerhard Schröder können es nicht. Eine Ausnahme ist nur Che Guevara, der beste Golfer, den die Revolution je hervorgebracht hat. Guevara, Sohn aus gutem Hause, spielte deutlich besser als Fidel Castro, mit dem er im Habana Country Club gelegentlich eine Runde drehte.

Die Hassobjekte der Linken hingegen haben keine Probleme, mit Vergnügen auf den Platz zu gehen. Rainer E. Gut, Oswald Grübel, Lukas Mühlemann und Marcel Ospel sind mit Sicherheit die vier Banker, die dem populistischen Milieu in diesem Jahrhundert am meisten auf die Nerven gingen. Alle vier spielen mit grossem Spass, wenn auch nicht allzu gut.

Auch der beste Schweizer Golfspieler der hiesigen Gesellschaft ist ein Banker. Thomas

dem höchsten Einkommens- und Bildungsstand. Viele Unternehmer spielen Golf, viele Anwälte, Manager und Berater. Das ist in einer Leistungsgesellschaft kein Problem. In unserer Neidgesellschaft, in die sich die frühere Leistungsgesellschaft verwandelte, kann es zum Bumerang werden.

45 Prozent der aktiven Hobby-Golfer haben eine Matura. Bei den Hobby-Fussballspielern sind es im Vergleich nur 28 Prozent. 54 Prozent der Hobby-Golfer haben ein überdurchschnittliches Einkommen. Vielleicht sieht es finanziell noch besser aus, und die Golfer heissen dann Bertarelli und Strothotte und Gaydoul und Bucherer. In diesem Fall erscheinen sie in Illustrierten und Magazinen mit dem Golfschläger in der Hand. Womöglich ist das für das Golfspiel nicht allzu imagefördernd.

All die Meiers und Müllers und Hubers und Hugentoblers, die sonst noch golfen, spielen

darum jedes Klubmitglied rund 12 000 Franken für den Bau des neuen Klubhauses beisteuern. Und nun geschah etwas Unerwartetes. Die Empörung im Klub schlug monatelang hoch. Viele weigerten sich, die 12 000 Franken zu zahlen. Dutzende von Mitgliedern traten aus dem Klub aus oder liessen sich von Aktiv- zu Passivmitgliedern umteilen.

Wenn es um 12 000 Franken geht, dann verstehen sie, wie man sieht, auch im exklusiven Golfklub der Schweiz keinen Spass.

*Weltwoche*-Medienkolumnist Kurt W. Zimmermann ist auch Golf-Autor. Soeben erschien sein neuestes Buch «Echte Golfer bleiben treu» (Copress, München). Es folgt seinen Bestsellern «Echte Golfer weinen nicht» und «Echte Golfer fahren links». In der Unterhaltungsliteratur sind Zimmermanns Bücher die meistverkauften Golfbücher im deutschsprachigen Raum.

# Als Churchill sprachlos war

Ab 2016 wird der britische Kriegspremier Winston Churchill von der britischen Fünfpfundnote blicken. Der grimmige, fast wütende Blick war nicht gewollt und nicht geplant, sondern vielmehr das Resultat einer frechen Tat von einem kecken Fotografen. *Von Werner Vogt*



«Zorniger Löwe»: Churchill-Vorlage für die Banknote (l.); Bild, das 1941 kurz danach entstand (r.).

«Winston Churchill hat 1940 Europa gerettet», auf diese einfache und richtige Formel brachte es der legendäre NZZ-Chefredaktor Willy Bretscher. Und noch heute hat ganz Europa allen Grund, sich im Gedenken an jenen Mann zu verbeugen, der die Fackel der Freiheit hochhielt, als nach dem erfolgreichen Blitzkrieg Hitlerdeutschlands Frankreich am Boden lag und die Lage verzweifelt schien. In einer andern politischen Konstellation wäre die Versuchung gross gewesen, mit dem Feind einen faulen Kompromiss zu schliessen.

## Mit Zuversicht gegen Hitlers Hasstiraden

Nicht so Churchill: «Ich habe nichts zu bieten als Blut, Mühsal, Tränen und Schweiß», war seine Kampfansage an den österreichischstämmigen Gefreiten, dem ganz Deutschland zu Füssen lag. Churchills Worte waren in diesen Tagen seine schärfste Waffe. Mit ihnen elektrisierte er eine Nation, die für ihren Widerstand schon bald den Preis zu zahlen begann. Im Sommer 1940 vereitelten die Piloten der Royal Air Force auf heroische Weise, dass die deutsche Luftwaffe die Lufthoheit über England errang. Churchill wurde in jenen Tagen zu einer historischen Figur, deren Leistung weit über das 20. Jahrhundert hinausstrahlt. Insofern kommt die Idee, sein Porträt für eine neue Banknote auszuwählen, nicht zu früh. Immer-

hin verstarb er am 24. Januar 1965. Aber, wie die Engländer sagen: «Besser spät als nie.»

Fotografien aus der Zeit des Kriegsausbruchs 1939 – als Churchill nach langem Aufenthalt in der politischen Wüste wieder ins Kabinett berufen wurde (als Marineminister oder, mit vollem Titel, First Lord of the Admiralty) – ebenso wie bei seinem Einzug als Premierminister in 10 Downing Street (am 10. Mai 1940) zeigen ihn mit ernster und entschlossener Miene, nie zornig, immer gefasst. Es mag wohl sein, dass Churchill, wenn er die zerbombten Strassen im Londoner East End besuchte, seinem Groll gegen den Nazi-Terror freien Lauf liess. Viel mehr beeindruckte er seine Mitbürger aber mit den Tränen der Wut und des Mitgefühls mitten in den Trümmern. In diesen Tagen wurde der Sohn aus bestem aristokratischem Haus (sein Urahn war John Churchill, Duke of Marlborough, der Sieger im Spanischen Erbfolgekrieg) einer von ihnen.

Wann immer Churchill aber öffentlich auftrat, war jedes Wort sorgfältig überlegt. Jede Rede war fein geschliffen bis zum letzten Wort – von ihm selbst. Und so erstaunt es nicht, dass er dort, wo sich Hitler und sein rhetorischer Dobermann, Propagandaminister Joseph Goebbels, in frenetische Hasstiraden schrien, Ruhe und Zuversicht, Souveränität und Führungsstärke vom Grössten ausstrahlte.

Wer aber schaffte es, diesen Warlord im besten Sinne des Wortes sprachlos zu machen? – Es war ein einfacher Fotograf in Kanada, Yousuf Karsh (1908–2002). Churchill begegnete ihm nach einer Ansprache in Ottawa, im kanadischen Parlament («Preparation – Liberation – Assault», 30. Dezember 1941). Karsh hatte vom Büro des kanadischen Premierministers den Auftrag erhalten, Porträtaufnahmen des britischen Premierministers zu machen. Karsh, ein ehemaliger Flüchtling christlich-armenischer Herkunft, hatte vor lauter Nervosität eine schlaflose Nacht verbracht und war ziemlich eingeschüchtert, als ihn Churchill etwas grantig begrüßte. Der Grund war ganz einfach: Die Gastgeber hatten vergessen, den britischen Kriegspremier über den Fototermin zu informieren. «Also gut, dann machen Sie eine Aufnahme», knurrte der Regierungschef seiner Majestät, kräftig auf seine Zigarre bissend, und folgte Karsh ins improvisierte Fotostudio.

## Ärger für Churchills Frau Clementine

Churchill posierte mit Zigarre und ignorierte den von Karsh umtrieblich in seine Nähe gestellten Aschenbecher. Der Fotograf ging hinter sein Stativ, stellte scharf und trat dann wieder vor die Kamera. Mit einem «Excuse me, Sir» zog er beherzt und ohne Vorwarnung die Havanna aus dem Mund des Premiers und wieselte eifertig zurück hinter sein Stativ. Churchill war – für den Bruchteil einer Sekunde – sprachlos ob dieser Dreistigkeit und sah Karsh mit blitzenden Augen an. In diesem Moment drückte Karsh auf den Auslöser. Churchill fasste sich aber umgehend: «O. k., you may take another one», meinte er versöhnlich und hob die Mundwinkel.

Karshs erstes Bild – es ging unter der Bezeichnung «The Angry Lion» um die Welt – wurde in der Folge tausendfach reproduziert. Ein weiteres, der schmunzelnde Churchill, der sogar in dunkelster Stunde seinen Humor nicht verlor, blieb unbekannt, was Clementine, seine Frau, furchtbar ärgerte. Aber von Ende 1941, drei Wochen nach dem Überfall Japans auf Pearl Harbor, als sich die USA endlich voll im Krieg engagierten, bis zum 8. Mai 1945 (Victory in Europe Day) war noch ein langer, blutiger und verlustreicher Weg. Insofern konnte Churchill mit dem «Zornigen Löwen» gut leben.

Werner Vogt hat über das Churchill-Bild in der NZZ promoviert. Der langjährige Journalist ist heute Kommunikationsberater und gelegentlicher Publizist und wohnt in Küsnacht ZH. [www.wevcom.ch](http://www.wevcom.ch)



1958

## Sputnik und Weltkrieg

Mit ihrem Sputnik-Satelliten landete die Sowjetunion 1957 einen Erfolg, der die westliche Welt in Schockstarre versetzte. Anfang 1958 fragte man sich, was der Sputnik-Coup für den weiteren Verlauf des (kalten) Dritten Weltkrieges bedeuten könnte. *Von Lorenz Stucki*

Wenn wir von dem Zaun, der 1957 und 1958 trennt, ins alte Jahr zurück und ins neue hinausschauen, dann fliegen uns noch immer die Sputniks aufdringlich unübersehbar ins Blickfeld. Fast könnte man glauben, die Erde drehe sich um die Sputniks, denn obwohl man nicht mehr so viel von ihnen spricht, haben sie entscheidend die Situation geschaffen, in der das neue Jahr beginnt. Da ist zunächst einmal das Scherbengericht in Washington. Dass die Leute, die seit Jahren einen psychologischen Krieg gegen Moskau führen, die Bedeutung des Satelliten-Wettrennens völlig übersehen konnten, ist erschreckend. Und wenn auch die Amerikaner zweifellos mit ihrer bewundernswerten Fähigkeit, fünf Minuten nach zwölf ungeheure Leistungen zu erbringen, technisch und militärisch wieder aufholen werden, so können sie doch den gewaltigen psychologischen Effekt des russischen Triumphes nicht auslöschen.

Das beginnt man in Amerika allmählich zu erkennen, und dabei stösst man auf fundamentale Wahrheiten: der psychologische Effekt einer Sache nämlich ist nicht das Nebenprodukt der Politik, sondern es ist ihr wesentlichster Inhalt. Selbst Rüstungen, Armeen, Nuklearwaffen und Raketen haben, da ihr militärischer Einsatz selbstmörderisch und politisch wahn-sinnig wäre, heute in erster Linie psychologische Bedeutung: sie sollen den politischen Widerstandswillen des Feindes durch ihre blosse Existenz zermürben, sollen drohen, das Prestige erhöhen, den Gegner wirtschaftlich erschöpfen und das politisch entscheidend wichtige Gefühl der Sicherheit geben. Der Dritte Weltkrieg, der seit einem Jahrzehnt in vollem Gang ist, ist ein Krieg nicht um Land, sondern um Seelen, ein Krieg, in dem die ungarische Revolution oder der Sputnik-Start die Rolle spielen, die in altmodischen Kriegen den Schlachten zukam. Das hätte man im Hauptquartier von Washington seit langem wissen müssen, und so ist das Satelliten-Versäumnis ungefähr so, wie wenn im Zweiten Weltkrieg die Engländer vergessen hätten, Fliegerabwehr-Geschütze aufzustellen.

Dass der Westen den psychologischen Krieg so schlecht und ungeschickt führt und doch seit zehn Jahren ausser Nordvietnam kein Land an den Roten Imperialismus verloren hat, beweist immerhin, wie schwach im Grunde der Kom-

munismus ist und wie hoffnungslos unterlegen er in dem Kampf wäre – ohne die Fehler seiner Feinde! Tatsächlich wird auch der Sputnik, so sehr er besonders die neutralistischen Länder beeindruckt hat, die Welt nicht kommunistisch machen. Das ist der grosse Trost: Sensationen verpuffen, und zu achtzig oder neunzig Prozent wird die politische Entwicklung nicht durch das bestimmt, was in den Schlagzeilen steht oder in den Generalstäben des Kalten Krieges ausgeheckt wird, sondern von lokalen Faktoren. Und diese lokalen Faktoren sind der-



*Russischer Triumph: Sputnik als Spielzeug.*

zeit nur in anderthalb Ländern der nichtkommunistischen Welt dem Kommunismus günstig: in Syrien und halb Indonesien. [...]

Im übrigen brauchen wir – zumindest für 1958 – nirgends einen kommunistischen Erd-rutsch zu befürchten. Der Boden ist nicht bereitet, dass der Sputnik richtige rote Früchte tragen könnte. Dagegen zeigt sich jetzt schon eine andere, wesentlichere Wirkung des russischen Satelliten-Erfolges, bzw. der amerikanischen technischen Niederlage: in Europa und in Asien, in gewissem Sinn auch in Amerika ist eine Art «Entdämonisierung» der Amerikaner im Gang. Halb enttäuscht, halb erleichtert,

entdecken die Menschen, dass die Amerikaner doch keine Supermensen sind, denen man im Guten wie im Schlechten ausgeliefert ist, weil sie ja alles können, und dass die technische Macht der USA nicht eine politische Blanko-Lebensversicherung ist, die einem erlaubte, sich selber aufs Ruhekissen zu legen.

### Heilvolle Kräfte

Bei denjenigen, die einfach auf die Karte der amerikanischen Macht setzten, muss sich diese Entzauberung gefährlich auswirken. Bei den andern kann sie aber auch sehr heilvolle Kräfte freisetzen. Entscheidend ist, dass die Amerikaner diese Entwicklung anerkennen, und biegsam genug sind, das grosse Wort der Interdependenz, der gegenseitigen Abhängigkeit, wahr zu machen. Wenn man sich an die Erfahrung der Vergangenheit hält, darf man in dieser Hinsicht zwar nicht besonders optimistisch sein, denn die amerikanische Politik pflegte sich in verderblichem Ausmass an das Motto «Wer nicht für mich ist, ist gegen mich» zu halten und dadurch Einzelne oder ganze Völker in den Antiamerikanismus zu treiben. Es gibt aber doch Anzeichen, dass Amerika unter der Schockwirkung des Sputniks seine Hefte ein wenig zu revidieren beginnt. [...]

Die grössten Überraschungen und Sensationen aber sind auch 1958 aus dem Roten Reich zu erwarten. Die der westlichen Welt weit überlegene psychologische Kriegsführung und Propaganda Moskaus verbirgt uns immer wieder die ungeheuren inneren Spannungen und Konflikte dieses seit Stalins Tod in permanente Krisen geratenen Imperiums. Immer wieder scheint die Krise überwunden – bis die Schlagzeilen erneut vom Sturz eines Grossen, von Machtkämpfen und sensationellen Enthüllungen berichten. Wir kennen die Zukunft nicht, die rote noch weniger als die westliche. Sicher ist, dass die inneren Spannungen des Regimes sowohl an der Spitze der Macht als auch im Fundament weiterwirken und trotz dem Sputnik zu weiteren Erschütterungen führen werden. Es ist gut, ob den ärgerlichen Schwächen und Krisen des Westens die schwereren und gefährlicheren Schwächen und Krisen des Gegners nicht zu vergessen.

Dieser Artikel erschien am 1. Januar 1958 auf der Frontseite der *Weltwoche*.

# Zum Leiden konvertiert

Katherine Russell war ein smartes College-Girl aus wohlhabendem Haus. Was geschah, nachdem sie den späteren Boston-Attentäter Tamerlan Zarnajew kennengelernt hatte? *Von Beatrice Schlag*

Jeder nannte sie Katie. Die Arzttochter aus Rhode Island spielte am College Saxofon und hatte Talent zur Malerei. Ihr Hauptfach waren Kommunikationswissenschaften. An ein besonderes Interesse für Religionen der christlich erzogenen Studentin erinnert sich niemand. Ihr Plan war, nach Abschluss des Studiums dem Peace Corps beizutreten.

Aus keiner zuverlässigen Quelle ist bisher zu erfahren, ob Katherine Russell wirklich nur aus Liebe zu Tamerlan Zarnajew zum Islam konvertierte. Zarnajew war, als sie sich in einem Nachtclub kennenlernten, kein besonders eifriger Muslim. Der geborene Tschetschene lebte seit zehn Jahren in den USA. Nach Schilderungen Bekannter war er kein froher Mensch, unzufrieden und jähzornig. Auf lokalem Niveau war er ein talentierter Boxer. Es reichte für ein paar Auszeichnungen, aber nicht, um Geld zu verdienen. Seine in Toronto lebende Tante Maret sagt: «Er hat sich in den USA nicht wohl gefühlt. Aber es ist auch nicht leicht.»

Die vielfach geäußerte Vermutung, der Muslim und spätere Bombenattentäter Zarnajew habe die junge Frau einer Gehirnwäsche unterzogen, greift möglicherweise zu kurz. Dass Konvertiten zu religiösem Übereifer neigen, lässt sich an unzähligen Beispielen aufzeigen. Möglicherweise wurde Zarnajew durch Katherine Russells Begeisterung für seine Religion gläubiger, als er es zuvor gewesen war. Tatsache ist, dass das Paar, das 2010 heiratete, wenig soziale Kontakte hatte und sich weitgehend von der Umwelt abschottete. Nachbarn berichteten von zunehmend lauterem Auseinandersetzungen zwischen den beiden. Die amerikanische Psychotherapeutin Bea Arthur sagt: «Solche Beziehungen können sehr intensiv sein. Und sehr oft sagt der eine, er versuche alles, den anderen vor der Umwelt zu schützen. Gerade eine junge, frisch konvertierte Mutter traut irgendwann ihren Instinkten nicht mehr. Deswegen geht sie nicht weg. Das ist der Moment, wo sich die Beziehung zum Schlechten verändert. Denn nun ist klar, wer die Oberhand hat.»

## Sehnsucht nach strengen Regeln

Dass Katherine Russell von den mörderischen Absichten ihres Mannes nichts wusste, erstaunt Bea Arthur nicht: «Solche Menschen haben oft zwei Leben. Sie sind wirklich zwei verschiedene Menschen.» Wenn die Aussage von Katherine Russells Anwalt stimmt, sie habe siebzig bis achtzig Stunden in der Woche als Pflegerin ausser Haus gearbeitet, um genug Geld für ihre Familie zu verdienen, hatte der



*Weitgehend abgeschottet:* Katherine Russell am Tag nach dem Tod ihres Mannes vor ihrem Haus.

arbeitslose Tamerlan reichlich Zeit und Gelegenheit für ein Doppelleben.

In *Marie Claire* erzählte vor fünf Jahren die junge Belgierin Maureen die Geschichte ihrer Konversion zum Islam, nachdem sie sich in einen Muslim verliebt hatte. Sie hat verblüffende Parallelen: Wie Katherine war Maureen gerade achtzehn geworden, als sie ihren späteren Ehemann Rachid in einer Bar kennenlernte. Rachid, Sohn marokkanischer Einwanderer, arbeitete in einer Autowerkstatt im flandrischen Maaseik, wo Maureen mit ihrer Mutter lebte. Er war Muslim, ging jedoch selten in die Moschee, lieber spielte er Fussball und hing in Klubs herum. Seine Ideen, sagte Maureen, seien damals alles andere als radikal gewesen. Dass er keinen Alkohol trank, sei sein einziges Zugeständnis an seine Religion gewesen.

Maureen hatte gerade die Schule abgeschlossen und wusste nicht genau, was sie mit ihrer Zukunft anfangen sollte. Nach der Scheidung der Eltern hatte sie bei ihrem Vater in Lüttich gelebt, der sie sehr streng erzog. Mit sechzehn überwarf sie sich mit ihm und zog zur Mutter nach Maaseik. «Meine Mutter liess mir viel Freiheit», sagte Maureen, «plötzlich durfte ich tun und lassen, was ich wollte.» Aber fast alle ihre Freunde lebten in Lüttich. Sie traf sich immer häufiger mit Rachid in Klubs und Bars.

Nach ein paar Monaten hatte sie genug von Partys. Sie begann Rachid über seine Religion auszufragen. Er hatte wenig Ahnung. Maureen ging in die Moschee in Maaseik und besorgte sich Bücher über den Islam. Sie war katholisch erzogen worden, aber sie sagte, da hätten ihr verbindliche Gebote gefehlt. «Im Islam gibt es Regeln, du darfst nicht alles tun. Und ich brauchte Regeln.» Sie konvertierte, Rachid erfuhr erst nachträglich davon. Ihre Begeisterung steckte ihn an: «Wir entdeckten den Islam gemeinsam, das schweisste uns zusammen.»

Der Bäcker, den Rachid gebeten hatte, sie zu unterweisen, hiess Khalid Bouloudo und stammte wie Rachids Eltern aus Marokko. Was weder Maureen noch Rachid wussten: Khalid war in einem Trainingscamp für Terroristen in Afghanistan gewesen und war Mitglied des Groupe islamique combattant marocain (GICM), der mit al-Qaida verbündet war. Seine Auslegung des Korans war radikal fundamentalistisch. Rachid traf sich immer häufiger mit Khalid und dessen Bekannten, Maureen war begeistert von der neuen Religion. Als das junge Paar heiratete, trug sie einen Hidschab. Ihren Eltern sagte sie nichts davon.

Wie viele Konvertiten, sagt Maureen, sei sie übereifrig gewesen. Sie wollte unbedingt eine Burka tragen. «Das kannst du in Belgien nicht machen», sagte Rachid. Khalids Frau war anderer Meinung: «Es wäre der ultimative Glaubensbeweis.» Sie schenkte Maureen eine Burka. Maureen trug sie mit Stolz: «Es gab mir ein Gefühl von Macht und Mysterium: Alle star-

ren dich an und können dich doch nicht sehen.» Ihre Eltern waren entsetzt, als sie sie zum ersten Mal verhüllt sahen. Maureen verkehrte nun ausschliesslich mit den Ehefrauen von Rachids neuen Freunden und genoss die Gesellschaft: «Wir waren alle um die zwanzig, redeten und lachten viel. Es war ein schönes, ruhiges Leben.» Das Gefühl, Aussenseiterinnen zu sein, verstärkte ihren Zusammenhalt.

### Wunsch, eine Märtyrerin zu sein

Wie Tamerlan Zarnajew veränderte sich auch Rachid nach Aussagen von Freunden zunehmend. Er wollte nun nicht mehr, dass Männer seine Frau ansehen konnten, selbst wenn sie die Burka trug. In ihrem Haus mussten die Vorhänge ständig geschlossen sein. Die Ehe wurde schlechter, es kam zu Handgreiflichkeiten. Kurz vor der Geburt ihrer Tochter teilte Rachid ihr mit, er müsse ins Ausland, um einem Freund zu helfen. In Wahrheit sollte er



**Selbstmordattentäterin:** Konvertitin Degauque.

ein GICM-Mitglied von Istanbul nach Belgien schmuggeln. Der Plan ging schief, Rachid floh nach Syrien. Vier Monate lang hörte Maureen ihn nur gelegentlich am Telefon. Als er nach Belgien zurückkehrte, war er ein verängstigter Mann. Wenige Tage zuvor, am 11. März 2004, waren bei den Zugattentaten in Madrid über 200 Menschen getötet worden. Die Bombenleger waren marokkanische Islamisten. Rachid sagte, er habe lediglich jemandem seine Papiere gegeben. Ein halbes Jahr später wurde er verhaftet. 2005 verurteilte ihn das Gericht wegen Unterstützung des GICM zu drei Jahren Gefängnis. Maureen trennte sich von ihm. Sie lebt inzwischen mit einem gemässigten marokkanischen Muslim zusammen. Die Burka hat sie abgelegt: «Niemand hat mich gezwun-

gen, sie zu tragen. Aber inzwischen weiss ich, dass man den Islam auch anders praktizieren kann.»

Irena Horak, die sich heute Aminah nennt, konvertierte zum Islam, nachdem sie sich 2008 in einen muslimischen Anwalt aus London verliebt hatte. Die 36-jährige Kroatin arbeitete in einem Pflegeheim in Zagreb. Auch sie sehnte sich nach strengen Regeln. Den Londoner Anwalt, mit dem die ehemalige Katholikin eine mehrmonatige Fernbeziehung hatte, fand sie bald zu wenig gläubig. Er trank Alkohol und verschlief regelmässig das Morgenbetet, während Irena für ihre neue Religion ihr Leben und ihre Kleidung völlig verändert hatte. Sie trug nun einen dunklen Hidschab und verbrachte ihre gesamte Freizeit in der Moschee. Auf Facebook lernte sie 2009 den dänischen Muslim Morten Storm kennen, der wie sie ein radikaler Befürworter des Dschihad war und enge Kontakte zu al-Qaida hatte. Was er ihr verschwieg, war, dass er Doppelagent war und auch für die CIA arbeitete.

Irena, die sich nun Aminah nannte, sagte ihm, sie wünsche sich einen Ehemann, der ihre Überzeugungen teile. Sie trafen sich ein Jahr später in Wien. In seinem Gepäck hatte Storm ein Video von Anwar al-Awlaki, dem Imam und Extremisten. Al-Awlaki, der in den USA geborene Sohn jemenitischer Einwanderer, suchte eine Frau aus dem Westen, die unverdächtig Kontakte knüpfen konnte. Aminah war begeistert und liess dem Imam über Storm ebenfalls Videos zukommen, mit und ohne Hidschab, damit er auch ihre blonden Haare sehen konnte. Die beiden heirateten im Sommer 2010 im Jemen, al-Awlaki bedankte sich bei Storm, Aminah habe nicht nur seinen Erwartungen entsprochen, sondern sie weit übertroffen. Ein Jahr später kam al-Awlaki im Jemen durch einen US-Drohnenangriff ums Leben. Aminah hielt auch nach seinem Tod Kontakt mit Storm und teilte ihm mit, sie habe die Absicht gehabt, als Selbstmordattentäterin «zu sterben wie mein Mann». Aber ihr Ansinnen sei von al-Qaida abgelehnt worden. Inzwischen arbeitet Aminah für Inspire, eine Internet-Werbeplattform von AQAP (Al-Qaeda in the Arabian Peninsula).

Auch bei der belgischen Bäckerin Muriel Degauque aus Charleroi war die Liebe zu einem Muslim der Anlass, zum Islam zu konvertieren. Was sie und ihren Mann dazu brachte, in den Irak zu reisen und sich als Selbstmordattentäter gegen die US-Truppen einsetzen zu lassen, ist weithin unbekannt. Sicher ist, dass die damals 38-jährige Muriel am 9. November 2005 als erste westliche Selbstmordattentäterin ums Leben kam, als sie ihren mit einer Autobombe ausgerüsteten Wagen im Süden Bagdads gegen einen US-Konvoi fuhr. Sie starb, ein US-Soldat wurde verletzt. Ihr Mann wurde wenig später von US-Soldaten getötet, nachdem er vergeblich versucht hatte, seinen Sprengstoffgürtel zu zünden. ○

# Peng! Chinas neues Gesicht

Musikstar, General, First Lady. Peng Liyuan schafft einen Spagat, wie er nur in China möglich ist. Ihr Volk verzückt sie mit einer Goldstimme und bezaubernder Garderobe. Und ihre Aura ist im Ausland wirkungsvoller als eine Flotte Flugzeugträger. Von Urs Gehrig



*Pfau im Hühnerstall:* First Lady Peng Liyuan.

Marilyn Monroe hat vor US-Truppen in Korea gesungen. Elvis Presley tauschte seine Bluejeans kurzzeitig gegen die GI-Uniform. Dass ein Musikstar jedoch ganz und gar Karriere in der Armee macht, dies im Rang eines Generalmajors, und dazu auch noch zur First Lady aufsteigt – das gibt es nur in China.

Peng Liyuan heisst die Frau, die den Spagat zwischen Armee, Showbiz und Politik schafft. Dafür wurde die 50-jährige Sopranistin letzte Woche vom *Time*-Magazin in die Top-100-Rangliste der einflussreichsten Personen der Welt aufgenommen. Dort figuriert zwar auch ihr Gatte, Chinas neuer Präsident Xi Jinping, den Henry Kissinger als grossen Reformator würdigt. Doch die glamouröse Peng stellt den mächtigsten Mann Asiens in den Schatten.

Peng Liyuans Erscheinung ist schon allein deshalb atemberaubend, weil Chinas First Ladies bisher einzig durch einen Charakterzug

glänzten: Anonymität. Mit dieser Tradition der Unsichtbarkeit hat sie radikal gebrochen.

Kurz nach der Wahl Xis zum Präsidenten Chinas reiste sie mit ihrem Gatten auf Staatsbesuch nach Russland und in mehrere afrikanische Länder. Selbstbewusst trat sie Arm in Arm mit ihm aus dem Flugzeug. Für Aufsehen sorgte ihre für chinesische Verhältnisse exquisite Wahl der Kleider. So zeigte sie sich in Moskau im schwarzen Trenchcoat mit hellblauem Schal und Schnürschuhen mit hohen Absätzen. In Tansania trug sie ein weisses Kleid unter einem schwarzen Blazer mit kunstvoll drapiertem rotem Schal. «Stilvoll, wie es einer Grossmacht geziemt», jubelte die *Beijing Times*. Und manche Blogger nannten Lady Peng stolz «unsere Antwort auf Michelle Obama».

Während Michelle Obama gern als Modell für Offenheit und Glamour zum Vergleich herangezogen wird, bewegt sich Peng Liyuan

doch in grundlegend anderer Umgebung und Geschichte. Dass in China seit vierzig Jahren keine First Lady mehr ins Rampenlicht getreten ist, hat seinen Grund. Er trägt den Namen Jiang Qing, besser bekannt als «Madame Mao».

## Maos Hund

Wie Peng war Maos vierte Frau eine blendende Schönheit und blitzgescheit. Mao traute keinem seiner Generäle, sondern einzig und allein Jiang. Sie wiederum bezeichnete sich als Maos Hund. «Wenn er sagt: «Beiss!», dann beisse ich.» In Wirklichkeit war Jiang eine treibende Kraft hinter der chinesischen Kulturrevolution, nutzte ihre Machtfülle und liess missliebige Künstler und Weggefährten durch Schnellgerichte zum Tode verurteilen. Nach Maos Ableben wurde sie zur Projektionsfläche für sämtliche Schandtaten des Mao-Regimes und zum «Tod auf Bewährung» verurteilt.

Die chinesische Geschichte ist voll von Frauen, die sich zu tief ins Machtzentrum wagten und dort verglühten. Sie stehen im Ruf, intrigante Machtsüchtige gewesen zu sein, die den Männern den Kopf verdrehten, zum Schaden von Land und Volk.

Ein frühes Beispiel findet sich in Lü Zhi. Vor 2200 Jahren übernahm die Witwe des ersten Han-Kaisers Han Gaozu faktisch die Regierungsgeschäfte und liess ihr unliebsame Personen ermorden. Das Image der machtgierigen Frau schien Yang Guifei im 8. Jahrhundert zu bestätigen, die als kaiserliche Konkubine mit ihrem luxuriösen Lebensstil die Tang-Dynastie an den Rand des Abgrunds brachte. In jüngerer Vergangenheit war es die Kaiserinwitwe Cixi (1835–1908), der Morde, sexuelle Perversionen und Intrigen nachgesagt wurden und die man für zahlreiche Niederlagen Chinas verantwortlich machte.

Mit Peng Liyuan scheint die Entfeminisierung der chinesischen Spitzenpolitik zu Ende. «Endlich haben wir eine richtige First Lady!», jubelten User auf Weibo, dem chinesischen Pendant zu Twitter.

Das Timing scheint perfekt. Im Ausland wird China öfter als aufstrebende Gefahr denn als Verbündeter oder Freund wahrgenommen. Mit Argwohn wird beobachtet, wie chinesische Minen- und Bauunternehmen in Bulldozermentalität Afrikas Bodenschätze plündern. Auch in China selbst hat die Kommunistische Partei eine Imagepolitik bitter nötig. Korruption in der Partielite und die wachsenden Kluft zwischen Arm und Reich schüren den Volkszorn. Verlangt werden glaubwürdige Idole, die die Menschen mit Stolz erfüllen und die das neue China repräsentieren.

### Emanzipation und Vernunft

Als Starsängerin verkörperte Peng Liyuan das Frauenideal der postkulturrevolutionären Ära. Sie vereint Emanzipation und Vernunft, Korrektheit und Attraktivität in blendender Kompaktheit, die perfekt in die Illustrierten passt. 1962 in der Provinz Shandong geboren, wuchs sie in bescheidenen Verhältnissen auf. In der Schule lernte sie noch den Slogan der Kulturrevolution, gemäss welchem die Frauen die Hälfte des Himmels emporstemmen sollten. Die kleine Peng verwarf das Ideal schon früh. Nicht das Firmament stützen war ihr Ziel, sondern sich über jenes zu erheben. Glänzen wollte sie, hell wie ein Stern.

Mit achtzehn Jahren wurde sie in das Künstlerensemble der Volksarmee aufgenommen, zwei Jahre später stieg sie zur bekanntesten Sängerin Chinas auf. Ihre prononciert weibliche Anmut und ihr filigraner Gesang, der stark der chinesischen Tradition verpflichtet ist, weckt bei vielen Chinesen nostalgische Erinnerungen an vergangene Epochen.

Es entbehrt nicht der Ironie, dass Peng Liyuan ihren Erfolg just jener Art Volksmusik

verdankt, die Maos Gefährtin Jiang Qing als dekadent verteufelt hatte. Der traditionelle Volksgesang aus Shandong (Küstenprovinz in Ostchina) ist geprägt von melancholischen Melodien, seine Texte sind unpolitisch, Liebeshemen und Herzschmerz dominieren. Maos Frau hasste sie und liess sie verbannen. An ihre Stelle traten Propagandalieder der Revolution, kraftvoll und aggressiv, getrieben von westlich inspiriertem Militärmarschakt.

Peng knüpfte wieder an die alte Tradition an und stieg wie ein Phönix aus jener Asche auf, die Madame Mao hinterlassen hatte. Doch die Renaissance blieb unvollkommen. Für Pengs Lehrer waren die alten Volkweisen nicht tiefgründig genug. Gemäss der Parteilinie musste Folklore, die einen Touch Erotik oder Flirt beinhaltete, «gewaschen» werden, um «gesund», «positiv» und «optimistisch» zu klingen.

Dadurch erklärt sich letztlich auch Peng Liyuans ebenmässiges Image. Als Volkssängerin im Dienste der Armee war es ihr verboten, Werbung zu machen. Ihre Stimme und ihr Name wurden nie assoziiert mit Kleidern, Schönheitsprodukten, Autos oder Erotik. Im Wesentlichen verkörpert Peng bildertreu die Qualitäten, welche die KP-Ideologie als Ideal des neuen Menschen im sozialistischen China vorsah. Sie sang vor Soldaten in den Schützengräben des chinesisch-vietnamesischen Kriegs. 1989 trat sie vor bewaffnetem Militär auf, welches nach dem niedergeschlagenen Studentenprotest den Tiananmen-Platz besetzte.

Mit patriotischen Gesängen wie «Mein Vaterland» oder «Die Menschen meines Dorfes» schmachtete sie sich in die Herzen der Funktionäre und Generäle. Oft begleiteten sie Kinder- oder Armeechöre, das Gesicht in revolutionärer Glückseligkeit verzückt, während sie mit schwindelerregend hoher Stimme sang: «Auf der Strasse, sonnenbeschienen, in der Luft aufflatternde Fahnen. Entwicklung auf wissenschaftlicher Grundlage und Harmonie – sie sind es, die China zu helleren Ufern führen.»

Wie ein Pfau im Hühnerstall hob sie sich mit ihrer Garderobe schon damals von der Masse ab, blieb aber stets dem «höheren Zweck» verpflichtet. Mal trat sie in Volksuniform mit Ordensband auf, die Frisur streng onduliert. Mal in Kaderkluft, das Haar neckisch zu Zöpfen geflochten. Bisweilen erschien sie sogar in tibetanischer Tracht, wodurch sie den Machtanspruch Chinas «künstlerisch» unterstrich.

Vieles in Pengs Biografie wirkt haarklein kalkuliert. So hat sie ihre Heirat in die KP-Elite via Vermittler arrangiert. Was Peng und Xi zusammenhält, ist bis heute ein Rätsel. Entsprechend dem Parteiprotokoll hat sie ihre Karriere als Sängerin zurückgefahren, als ihr Gatte 2007 zum Vizepräsident aufgestiegen ist. Dafür engagiert sie sich als «Botschafterin des guten Willens» der Weltgesundheitsorganisation (WHO) für Tuberkulosekranke und

HIV-Infizierte und rät zum Gebrauch von Kondomen.

Beobachter verfolgen gespannt, wie Peng Liyuan ihre Rolle als mächtigste Frau im grössten Land der Welt gestalten wird. Wird die Solistin eine zweite Carla Bruni? Versucht sie als modische Trendsetterin Michelle Obama die Schau zu stehlen? Oder folgt sie den Spu-



*Kalkulierte Biografie:* Peng, 1980.



*Rätsel:* mit Ehemann Xi Jinping in Moskau.

ren einer Raissa Gorbatschowa, welche dem letzten Sowjetführer ein menschliches Antlitz verlieh, während das Riesenreich ins Wanken geriet?

Ein erstes, kraftvolles Zeichen hat Peng bereits gesetzt. Mit Stolz wurde registriert, dass sich die First Lady vornehmlich mit Marken «Made in China» einkleidet. Kopien ihres Mantels, ihrer Handtasche und Schuhe sind im Internet der grosse Schlager. Damit ist Chinas Hunger nach Moderne allerdings noch längst nicht gestillt. Die Popkultur in Taiwan und Südkorea kocht wie ein pfeifender Teekessel. Mit Zensur, Propaganda und Volksmusik lässt sich die chinesische Jugend nicht stillhalten. Bei aller Folklore-Virtuosität muss Peng ihrem Stil wohl etwas Frischluft zuführen. Ansonsten wird aus der bewunderten «Ersten Frau» im Staat bald ein belächeltes Landesmütterlein. ○

# Die Kräfte des Mondes

Seit Menschengedenken werden dem Mond, unserem bleichen Begleiter, magische Kräfte zugesprochen. Viele Menschen glauben die Wirkung des schummrigen Vollmond-Lichts zu spüren. Ist da etwas dran?

Von Rolf Degen

Der Mond, das auffälligste Objekt am nächtlichen Firmament, machte schon auf unsere Ahnen so gewaltig Eindruck, dass sie mit einfachen Rechenübungen den ersten brauchbaren Kalender aus seinen Zyklen ableiteten. Sein geheimnisvolles An- und Abschwellen inspirierte zu Assoziationen über Vergänglichkeit und Neuanfang und lieferte die Vorlage für Schöpfungsmythen und Naturreligionen. Zugleich ist der kosmische Felsbrocken aber auch der Markstein für die menschliche Erfindungsgabe. Seine Geburtsstunde schlug vor 4,5 Milliarden Jahren, als ein riesiger Himmelskörper auf die Erde prallte und enorme Gesteinsmengen in die Erdumlaufbahn schleuderte. Es ist nur gut vierzig Jahre her, dass die Astronauten des Apollo-Programms in einem epochalen Akt der Ingenieurskunst auf seiner Oberfläche landeten und insgesamt vierhundert Kilo Mondgestein zu ihrem Ursprungsort zurückbeförderten.

Im Nachhinein übersteigt dieses technologische Husarenstück die Vorstellungskraft vieler Zeitgenossen, die die Mondlandung für einen gigantischen Schwindel der Nasa halten. Es fällt offenbar erheblich leichter, sich mit einer übernatürlichen Beziehung des Mondes zum Unterbewussten abzufinden. Immer wieder wird behauptet, der fahle Schein des Vollmondes treibe Schlafwandler auf Dachfirste, verursache Schlafstörungen, lasse die Zahl von Verbrechen und Verkehrsunfällen sowie Liebeslust und Aggressionen steigen. Leuchtet der Dicke am Himmel in voller Pracht, geht es laut *Bild*-Report rund auf Erden: mehr Geburten, mehr (Selbst-)Morde und mehr Leute, die in diesen Nächten verrückt werden oder bei der Telefonseelsorge um Hilfe bitten. 92 Prozent aller Deutschen glauben, dass der himmlische Nachbar geheimnisvolle psychische Wirkungen ausübt.

## Selektive Wahrnehmung

Nicht nur verwendet man im Englischen für «verrückt» das Wort «lunatic», auch das deutsche Wort «Laune» leitet sich etymologisch von «Luna» ab. Das impliziert, dass der instabile, launische Gemütszustand mit einer Mondphase korrespondiert. Das wichtigste Argument der sogenannten Mondgläubigen hebt auf die unbestreitbare Tatsache der Gezeiten ab: Wenn der Mond schon für Ebbe und Flut verantwortlich ist, dann muss er auch einen Effekt auf die Menschen haben, die zu achtzig Prozent aus Wasser bestehen. Doch dieser Analogieschluss sei unzulässig, gibt der Heidelberger Astronom und Soziologe Edgar Wunder zu

bedenken: «Im Atlantik treten starke Gezeiten auf, im Mittelmeer nur schwache, im Bodensee keine mehr.» Ganz gewiss sorgt der Mond nicht für die Ebbe im Cocktailglas.

Viele Menschen machen das schummrige, gespenstische Licht des Vollmondes für ihren schlechten Schlaf verantwortlich. Doch ein wissenschaftlicher Nachweis fehlt. «Es gibt bei Vollmond nicht mehr Schlafstörungen als sonst», sagt der Regensburger Schlaf Forscher Jürgen Zulley. Das haben seine Versuche im Schlaflabor ergeben. Zumindest die Lichtstärke kann an nächtlichen Wachphasen nicht schuld sein. Unser Körper braucht im Schlaf mehrere hundert Lux, um zu reagieren, der Mond besitzt aber nur 0,25 Lux. Dass dennoch fast neunzig Prozent der Deutschen überzeugt sind, dass ihnen der Mond den Schlummer raubt, hat für Wunder vor allem psychologi-

sche Gründe. «Wir haben es hier mit einem klassischen Fall von selektiver Wahrnehmung und Erinnerung zu tun. Fallen Vollmond und eine durchwachte Nacht zufällig zusammen, bleibt das im Gedächtnis. Schläft jemand dagegen gut, fällt der Vollmond nicht weiter auf.»

Edgar Wunder ging noch weiter. Er wertete Statistiken über Grossbrände, Schiffsunglücke, Erdbeben, Drogenkonsum, Alkoholismus und Depressionen aus. Auch bei dieser Gesamtschau ergab sich kein lunarer Zusammenhang. Er durchforstete Einlieferungen in psychiatrische Kliniken, Auffälligkeiten von Patienten und liess sich die registrierten Anrufe bei der Telefonseelsorge zeigen – Ergebnis: keines. Die Analyse der Selbstmordraten zeigte eine Häufung zu Wochen- und Monatsanfängen, nicht jedoch in Vollmondnächten. Dass trotzdem immer wieder vereinzelte Studien auftauchen, die einen



Markstein für die menschliche Erfindungsgabe: partielle Mondfinsternis am letzten Donnerstag über



angeblichen Zusammenhang zwischen dem Vollmond und irgendeinem seelischen oder körperlichen Merkmal «belegen», geht laut Wunder oft auf einen schludrigen Umgang mit der wissenschaftlichen Methodik zurück: Wenn man gewaltige Datenbestände im Nachhinein aufs Geratewohl auf alle erdenklichen Beziehungen abklopft, ergeben sich immer wieder zufällige «Scheinzusammenhänge», die einer systematischen Prüfung nicht standhalten.

So wurden nach einer französischen Studie in Vollmondnächten besonders viele Kinder geboren. Als Wunder die Korrelationen unter die Lupe nahm, trat Ernüchterung ein: Es wurden 5 927 978 Geburten analysiert. Bei nur vier Geburten weniger in ganz Frankreich wäre der Effekt schon nicht mehr signifikant gewesen. Ausserdem wurden nicht bei Vollmond die meisten Kinder geboren, sondern in der Zeit vor dem Neumond. Dazu kommt, dass die Forscher oft die Beziehung zwischen der Mondphase und anderen Kalender-Aspekten übersehen. «Auf den Strassen ist zum Beispiel an Wochentagen mehr los als am Wochenende – und am Freitagnachmittag gibt es besonders viel Verkehr.» Wenn der Vollmond in einem Jahr drei- oder viermal auf einen Freitag fällt, dann kann das nach einem Zusammenhang

zwischen Verkehrsunfällen und Vollmond aussehen. Der Verkehrspsychologe Arno Müller hat einmal eine solche Studie auseinandergenommen. Der erste Vollmond im Frühjahr bestimmte den Ostertermin – und war daher mit dem Beginn einer Reise- und Unfallwelle liiert.

### Helles Mondlicht behindert den Jäger

Mindestens seit dem 18. Jahrhundert hält sich die Vorstellung, dass Menstruationszyklus und Mondphasen in enger Verbindung zueinander stehen. Die weibliche Periode dauert zwar ungefähr so lange wie der Umlauf des Mondes um die Erde, doch damit ist die Gemeinsamkeit schon erschöpft. Genau genommen erstreckt sich ein Mondzyklus über 29,5 Tage, während die Länge der weiblichen Periode von Frau zu Frau zwischen 21 und 35 Tagen schwankt. Die amerikanische Anthropologin Beverly Strassmann untersuchte drei Jahre lang 477 Monatszyklen eines Naturvolkes, das weder von Verhütungsmitteln noch von elektrischem Licht oder anderen zivilisatorischen Artefakten beeinflusst wurde: Sie fand keinerlei Zusammenhang zwischen Mondphase und Monatsregel.

Es ist unzweifelhaft, dass viele Tiere und Pflanzen ihren Lebensrhythmus am Kommen und Gehen der Gezeiten verorten. Austern öff-

nen und nähren sich bei Flut, um sich vor Austrocknung zu schützen. Der amerikanische Biologe Frank Brown verfrachtete im Experiment Austern von der Küste Long Islands ins Landesinnere, ins 1500 Kilometer entfernte Illinois. Nach vierzehn Tagen begannen die Austern, die unter stabilen Licht- und Temperaturverhältnissen gehalten wurden, sich in dem Augenblick zu öffnen, in dem der Mond über den Meridian von Illinois ging – zu der Stunde, wo das Meer, hätte es in der Region eines gegeben, seinen höchsten Wasserstand erreicht hätte. In Tansania können Löwen dem Menschen besonders bei abnehmendem Mond gefährlich werden. Die Löwen attackieren unserein demnach bevorzugt zwischen Sonnenuntergang und zehn Uhr abends in den Wochen nach Vollmond. Helles Mondlicht erschwert das Anpirschen an tierische wie menschliche Beute und verringert den Jagderfolg der Löwen, deshalb sind sie am Ende der hellen Nächte ausgehungert.

Mit dem sagenumwobenen «Mondholz», das nach dem Mondzyklus gefällt wird und sich besonders gut zum Bauen eignen soll, ist es auch nicht weit her. Zwar gibt es Faktoren, die die Holzeigenschaften beeinflussen, darunter der Zeitpunkt des Fällens, aber der Mond gehört nicht dazu. Untersuchungen von Mondholz durch Mitarbeiter der Technischen Universität Dresden konnten daher auch keine besonderen Eigenschaften feststellen. Das einzige Mondholz, das diesen Nimbus verdient, hat der amerikanische Astronaut Stuart Roosa bei der Apollo-14-Mission im Jahr 1971 kreiert: Er nahm Hunderte von Baumsamen mit zum Trabanten und verpflanzte sie – mondveredelt – an verschiedenen, teilweise vergessenen Orten der Erde.

Was die Auswirkungen der mysteriösen Mondkräfte auf den Menschen angeht, fällt auf, dass sie fast alle negative Vorzeichen tragen. Nach einer Studie aus dem Jahr 2005 rutschen sogar die Börsenkurse in der Zeit um den Vollmond drei bis vier Prozent in die Miesen. Warum gehen die positiven Ausschläge nicht auf das Konto des stillen Weggefährten? Warum machen wir den silbernen Himmelskörper nicht für die schönen und angenehmen Entwicklungen verantwortlich – die Siege unserer Lieblingsmannschaft, die Lottogewinne, die Reisen, die uns heil nach Hause bringen? Wenn wir den Mond für die unerfreulichen Exzesse unseres Verhaltens zur Rechenschaft ziehen, entheben wir die Missetäter praktisch ihrer Verantwortung. Es fragt sich, wie lange es noch dauert, bis ein findiger Anwalt die Zurechnungsfähigkeit eines Mörders mit dem Hinweis auf den Vollmond in Frage stellt.

Oder, um es mit dem populären Astronomieautor Bob Berman zu formulieren: «Wenn es all die vermuteten Kräfte des Mondes tatsächlich gäbe, wären wir eine Spezies von Mondsüchtigen, die aus dem All ferngesteuert wird.»



Zürich.

---

# Deutschlands Geist

---

Vor 200 Jahren kam der selbsternannte «deutscheste Mensch», Richard Wagner, zur Welt. Der geniale Komponist ist unendlich näher bei Goethe und Schiller als bei Hitler.

Von Michael Klonovsky

Es sei typisch deutsch, schrieb der Philosoph Friedrich Nietzsche, dass unter Deutschen die Frage nicht aussterbe, was deutsch sei. Ein Zeitgenosse Nietzsches war sich freilich recht sicher, eine zufriedenstellende Antwort auf die nicht aussterbende Frage zu wissen: Er, Richard Wagner selber, sei es. «Ich bin der deutscheste Mensch, der deutscheste Geist», notierte er im September 1865 in sein Tagebuch. «Fragt den unvergleichlichen Zauber meiner Werke, haltet sie mit allem übrigen zusammen: Ihr könnt für jetzt nichts anderes sagen als – es ist deutsch.»

Das mag für heutige Ohren recht fremd klingen. Die Zuschreibung nationaler Eigentümlichkeiten ist anstössig geworden, und da verbieten sich erst recht nationale Superlative. Doch der hängt dem am 22. Mai vor 200 Jahren geborenen Komponisten wie eine symbiotische Klette an. Nicht nur dem germanophilen Engländer Houston Stewart Chamberlain, dessen Wagner-Biografie übrigens, bei aller Tendenziösität, immer noch zu den erhellendsten zählt, galt Wagner als der «deutscheste aller Künstler», auch der Regietheater-Tumultuant Christoph Schlingensiefel sprach wie selbstverständlich vom «wohl deutschesten aller Genies», und der NDR kündigte seine Jubiläumsdokumentation «Wer hat Angst vor Richard W.?» mit den Worten an, sie handle vom «deutschesten aller deutschen Komponisten».

## Anbeter und Verächter

Thomas Mann wiederum nannte Wagners Kunst «die sensationellste Selbstdarstellung und Selbstkritik deutschen Wesens, die sich erdenken lässt, sie ist danach angetan, selbst einem Esel von Ausländer das Deutschtum interessant zu machen». Bei alledem sei sie von einer «Weltgeniessbarkeit, wie sie keiner deutschen Kunst dieses Ranges je mitgegeben wurde». Soll heissen, es handelt sich um eine Nationalkunst, die sozusagen von Anfang an auf internationale Wirkung berechnet war – und die hat sie bekanntlich in enormem Ausmass erzielt. Bis heute ertönen Wagners Opern allabendlich auf dem gesamten Globus (ausser in Israel). Der Tenor Jonas Kaufmann berichtet, wenn er im Ausland aufträte und kein Wagner-Stück im Programm habe, werde er sofort gefragt, warum nicht.

Kein Künstler ist so zum Bestandteil und Spiegel der deutschen Geschichte geworden. Kein Komponist ist so umstritten, bei keinem teilt sich das Publikum dermassen rigide in Anbeter und Verächter. Bach, Mozart, Beethoven



«Mit nichts auf der Welt zu vergleichen»: Musiker Wagner.

sind längst Weltkulturerbe; Wagner gehört zwar auch zur Weltkultur, aber der Schwefelgeruch, der ihm seit der Höllenfahrt seines grössten Fans Adolf Hitler anhaftet, verhindert bis heute seine endgültige Kanonisierung.

Wagner zu hören, war allzeit fast im selben Masse Bekenntnis wie Musikgenuss. «Man» geht auch heute nicht nur um der Musik willen in seine Opern, es ist stets ein Mehr dabei, im mindesten die Demonstration persönlicher Offenheit gegenüber bedeutenden geistigen Problemstellungen. Deshalb pilgern auch immer wieder Politiker demonstrativ nach Bayreuth. Mag der Komponist umstritten sein, das persönliche Image steigt dadurch, dass man überhaupt an jener hochkulturellen Sphäre teilhat. Niemand geht zu Mozart oder zu Verdi, um etwas zu «demonstrieren» – zu Wagner schon.

Das «Wagner-Glück», wenn es sich denn einmal einstelle, sei «mit nichts auf der Welt zu vergleichen», schwärmt der Dirigent Christian Thielemann. «Weil es ganz unbescheiden auftritt und alles meint, weil es keine existenziellere leibgeistige Erfahrung gibt als Wagners Musik.» Nie zuvor und niemals wieder wurde einem musikalischen Werk eine solche philosophische Bedeutung zugeschrieben. In einem mediterranen Land wäre ein solches Phänomen schwer vorstellbar.

### Traum der klassenlosen Gesellschaft

Andere Komponisten schrieben Musik fürs Publikum, Wagner schrieb Musik, weil er eine andere Gesellschaft wollte. Er war zeitlebens mehr ein kosmopolitischer Sozial- und Kunstutopist als der Deutschnationale, für den er heute oft gehalten wird. Er träumte von einer klassenlosen, vom Fluch des Geldes befreiten, auf Liebe gegründeten Gesellschaft. Dafür war der Dresdner Hofkapellmeister 1848 zunächst auf die Barrikaden und danach ins Exil gegangen.

Sein Opus magnum, der «Ring des Nibelungen», ist eine sechzehnstündige Moritat gegen die Herrschaft des Geldes, gegen Entfremdung und Lohnsklaverei, ein Plädoyer für freie Liebe, unversehrte Natur und die Erlösung vom Fluch des Egoismus im Wolkenkuckuckshaus der befreiten – in den Spätschriften schreibt er «regenerierten» – Menschheit. Der kleine, unentwegt redende, sächselnde Egozentriker war der Ansicht, dass die Welt grundlegend verdorben und das Menschengeschlecht auf dem falschen Weg sei. Heute wäre er vermutlich Mitglied bei Attac, würde in Talkshows als kapitalismuskritischer Künstler präsentiert und setzte sein Kreuz bei der Linkspartei. Dass Wagner ausserdem die katholische Kirche verabscheute – er nannte sie die «Pest der Welt» –, ist insofern typisch, als antirömische Affekte ja von Luther über Bismarck und das NS-Führungspersonal bis hin zu Volker Beck und Udo Lindenberg eine kerndeutsche Konstante sind.

Aber hat Wagner nicht in seinen Werken Germanenkult Getrieben? Ist er mit seinem Bayreuther «Narrenfest» nicht der «neudeutschpreussische Reichsmusikant» gewesen, wie Karl Marx neidisch spottete? Nur: Wenn er die germanischen Götter und Helden hätte verherrlichen wollen, warum geht am Ende das gesamte «Ring»-Personal in Flammen auf? Für den Komponisten waren die nordischen Sagen nichts als ein unverbrauchter Stoff, den er nach seinen Bedürfnissen formen konnte. Liest man seine Schriften, offenbart sich schnell, was vier Abende lang im Germanenkostüm diskreditiert und schliesslich vernichtet wird: die bürgerliche Gesellschaft. Jeder Schlussapplaus nach der «Götterdämmerung», egal, in welchem westlichen Land er erklingt, gilt im Grunde dem Gedanken der Abschaffung der Applaudierer, auch wenn die meisten diesen Kitzel kaum mehr spüren.

Typisch deutsch ist oder war lange Zeit die Verachtung der Politik («Ein politischer Mann ist widerlich», schrieb Wagner) bei gleichzeitiger Feier eines Arkanums namens deutsche Kultur. In den «Meistersingern» ist die so weltfremde wie hübsche Idee Musik geworden, dass eine Gemeinschaft von der Kunst gestiftet und zusammengehalten werde. Aus der Schlussansprache des Hans Sachs, bei der sich die Zeitgeistwetterhähne des Regietheaters seit Jahren in Richtung

### Andere arbeiteten fürs Publikum, Wagner schrieb Musik, weil er eine andere Gesellschaft wollte.

Drittes Reich drehen, spricht tatsächlich der pure Kunst-Anarchismus. Mag das Deutsche Reich, mögen Staat und Politik «in Dunst zergehen», wenn uns nur «die heil'ge deutsche Kunst» bleibt! Damit ist Wagner unendlich näher bei Goethe und Schiller als bei dem letztlich völlig deutschkunstunholden Alien aus Braunau. Groteskerweise kürten die Nazis ausgerechnet die «Meistersinger» zu ihrer Reichsparteitagsooper. Propagandaminister Joseph Goebbels machte aus dem an die Adresse des Hans Sachs gerichteten «Wach auf!»-Chor des dritten Aufzuges einfach ein «Wacht auf!»-Chor, und schon durfte sich das deutsche Volk gemeint fühlen.

Aber die Musik Wagners, zielt sie nicht auf Überwältigung, ist sie nicht narkotisch und massenaufmarschtauglich? Seine Musik dringe «durch die subtilsten Poren der Empfindung bis ins Mark des Lebens» ein, erklärte Wagner 1859 in einem Brief, «um dort alles zu überwältigen», was «zum Wahn der Persönlichkeit gehört», und nur noch den «Seufzer des Ohnmachtsbekenntnisses» übrigzulassen. Das gilt allerdings für viele Werke, nicht zuletzt Beethovens oder Bruckners, die im Dritten Reich übrigens noch öfter gespielt wurden.

Wir stehen heute vor dem Phänomen, dass Wagner für etwas typisch Deutsches steht, das

es gar nicht mehr gibt – und dafür auf inzwischen typisch deutsche Weise umstritten ist. Beflissen sind die intellektuellen Wortführer des Landes dabei, die Vergangenheit, wie es heisst, zu bewältigen und jede patriotische Regung rückwirkend zu verteufeln. Die Bewertung Wagners betreffend, heisst das: Der Komponist wird von Jahr zu Jahr brauner. Nach wie vor hat Adolf Hitler in Sachen Wagner das letzte Wort.

### «Kinder, schafft Neues»

Bücher- und Zeitschriftentitel à la «Hitlers Wagner» und, als Steigerung, «Wagners Hitler» drehten die Schraube immer weiter, nun zieht sie der *Spiegel* mit aller Kraft fest. Wagner werfe bis heute einen Schatten, «in dem sich Musik und Holocaust verbinden», behauptet das Magazin *forsch* in seiner Titelgeschichte zum Jubiläum. Aber mehr als Indizien dafür, dass vergangene Generationen womöglich einige wagnersche Bühnenfiguren als Judenkarikaturen verstanden haben könnten, vor allem den garstigen Zwerg Mime im «Siegfried», haben die Wagner-Hitler-Zirkelschliesser bislang nicht herbeigeschafft – der Antisemitismus im Werk erschliesst sich wohl vorwiegend Okkultisten. Und alle als «Juden» in Vorschlag gebrachte Wagnergestalten, Mime eingeschlossen, verlieren kein bisschen von ihrer dramatischen Persönlichkeit, wenn sie nichts als sie selber sind.

Wagner war ein Kunstrevolutionär und Modernisierer, «Kinder, schafft Neues», lautete seine Maxime. Und doch fand er sich schon im Kaiserreich im Mainstream wieder. Heute ist das Angepasstsein an den Zeitgeist geradezu der Markenkern Bayreuths, vor allem was die Inszenierungen angeht. Um als Regisseur für eine Neueinstudierung berufen zu werden, genügt es inzwischen, von den Feuilletons zum Provokateur erklärt worden zu sein und keine Noten lesen zu können. Urenkelin Katharina, eine Frau mit dem Subversivitätsgrad von Iris Berben, hat die Festspiele zu einer Veranstaltung gemacht, in welchen der deutsche Geist und die deutschen Meister Wagners nur mehr als Spuk auftreten.

Fassen wir zusammen: Wagner galt lange als typisch deutscher Künstler, aber für die Gegenwart höchstens im Sinne einer Anspielung darauf, wie übel das einstmalig typisch Deutsche der Welt mitgespielt habe. Es widerspricht heute ohnehin dem Zeitgeist, noch irgendwelche nationalen Typologien zu postulieren, wo doch angeblich alle Kulturen, Nationen, Völker irgendwie gleich sind. Aber es läuft noch eine Wette, was länger lebt: die Deutschen, die politisch Korrekten – oder die Werke Richard Wagners. Womöglich wird der-einst er ganz allein bestimmen, was irgendwo auf der Welt als deutsch gilt.

Der Schriftsteller und Journalist Michael Klonovsky lebt in München. Letzte Bücher: «Der Schmerz der Schönheit. Über Giacomo Puccini», «Der Held. Ein Nachruf».

---

# «Ich ging spielen. Jeden Tag»

---

Er gewann im Casino St. Gallen 3,5 Millionen Franken. Es gab einen Privatparkplatz, gratis Alkohol und VIP-Behandlung. Innert Jahresfrist waren die Millionen verspielt. Jetzt klagt Jürgen Netzer gegen das Casino. Es hätte seine Spielsucht erkennen müssen. *Von Daniela Niederberger und Stephan Bösch (Bilder)*



«Da hat der liebe Gott runtergeschaut»: Jürgen Netzer.

Wie sieht ein Glücksspieler aus? Im Gartenrestaurant des Hotels «Mercure» in Bregenz frühstücken an diesem Morgen viele Leute. Aber keiner sieht aus wie einer, der Millionen verspielt hat. Da betritt ein Mann mit Sonnenbrille auf der Stirn den Garten, weisses Polo-shirt, schwarzes Jackett. Er plaudert mit der Serviererin: «Volles Haus, heute.» Man weiss, das muss er sein. Bevor er sich eine Zigarette anzündet, fragt er höflich: «Stört es Sie?» Es setzt sich noch sein Anwalt hinzu.

Hier in Bregenz begann vor zwanzig Jahren die Spielerkarriere von Jürgen Netzer. Ans Hotel angebaut ist das Casino. Er war neugierig, «da hat es sich entwickelt, dass man halt mal 500 Schilling gewinnt und dann wieder 500 Schilling. Das war viel Geld für einen Achtzehnjährigen. Da meint man, man kann etwas höher spielen, und gewinnt statt 500 Schilling 5000. So weit, so gut», erzählt Netzer. Doch es folgte die «Phase des Pechs. Da versuchen Sie, die Verluste zurückzuholen und gehen jeden Tag.» Netzer war Autospengler. Nach der Arbeit zog er das blaue Arbeitsgewand aus, im Kofferraum lagen Krawatte und Jackett bereit. «Ich wusch mir die Hände», und um 15 Uhr betrat er jeweils das Casino.

In drei Jahren verlor er über 100 000 Franken, bis ihn seine Eltern 1996 sperren liessen. Da machte er Sportwetten oder spielte Karten. Er hatte sich unterdessen zum Versicherungs- und Kreditberater weitergebildet und verdiente nicht schlecht. Natürlich reichte sein Lohn nicht, weshalb er einen Kredit von 80 000 Franken aufnahm und «leider Gottes verspielte». Immerhin konnte er ihn wieder zurückzahlen, weil er «ein bisschen an der Börse spekulierte». «Also das ganze Leben hat sich, wenn ich zurückdenke, ums Spielen gedreht. Es ist eine Tragödie. Ich hatte einen guten Ruf bei Banken und Versicherungen.»

In Österreich war ihm der Zutritt zu Spielbanken verwehrt, im Internet nicht. Seine Frau öffnete einmal eine Kreditkartenabrechnung und sah die Listen: Zehntausende Euro verspielt. «Sie bekam einen Riesenstress, weil sie meine Vergangenheit kannte. Mit vielen Gesprächen und der Aussicht auf künftige Vernunft hat man das wieder richten können.» Die Frau hielt zu ihm und heiratete ihn sogar.

### **Hundert Franken in zwei Minuten**

Anfang 2005 begannen seine Besuche im Grand Casino St. Gallen. Seine Frau währte ihn an der Arbeit, in Wahrheit war er vom Mittag an in St. Gallen. Netzer hatte einen Baukredit über 450 000 Franken, und im Oktober war er praktisch weg, verspielt hauptsächlich an Automaten, wo man Fünffrankenstücke einwirft im Sekundentakt. «Eine Katastrophe», sagt Netzer. «Da hat der liebe Gott runtergeschaut und gedacht: «Einmal bekommt der liebe Herr Netzer noch Glück im Leben, und dann sollte er aufhören.»»

Und das Glück kam: Fünf Pyramiden in einer Reihe. Es ertönten Fanfarenklänge, und es blinkte. «Die Leute sind hergesprungen, der Manager kam: «Wollen Sie einen Sekt?» Alle sagten: «Gibt's ja nicht!» Ich hatte nur noch hundert Franken auf diesem Automaten, das ist nichts.» Nicht, dass er falsch verstanden werde, fügt er an. Hundert Franken seien viel Geld. In der Welt der Spielautomaten sind hundert Franken aber bloss zwanzigmal drücken, dafür braucht man keine zwei Minuten.

Im Jackpot waren 3 Millionen und 488 000 Franken. Nach vierzehn Tagen erhielt er das Geld, steuerfrei. 48 000 Franken überliess er den Angestellten, 500 000 nahm er in bar, den Rest als Check. Er verstaute die Tausender in einem mitgebrachten Aktenkoffer.

### **Seine Frau durfte nichts merken**

Und was tat er als Erstes? «Was schätzen Sie?», fragt er. Erstens deckte er das Konto mit dem Baukredit wieder ab. Seine Frau durfte nichts merken. Dann kaufte er sich einen Porsche, den ersten, den er bei einem Händler sah. «Und, ja richtig, ich ging spielen. Jeden Tag.» Das Casino in St. Gallen stellte ihm einen Privatparkplatz zur Verfügung, mit seiner Kennnummer. «Ich bekam da drüben alles umsonst, auch meine Gäste», erzählt Netzer. Ausfahrttickets für die Tiefgarage, Gutscheine

---

### **«Es ist eine Tragödie. Ich hatte einen guten Ruf bei Banken und Versicherungen.»**

---

fürs «Radisson»-Hotel, wo er jeweils essen ging, einen Schnaps mit Goldpartikeln. «Die Damen sind alle zehn, zwanzig Minuten vorbeigekommen: «Trinken Sie noch eine Stange? Herr Netzer, kann man für Sie einen Tisch reservieren?»» Das eine oder andere Mal war sein Tisch sogar mit einer roten Schleife abgesperrt. Der Grundeinsatz lag bei 5000 Franken, da sass niemand ausser ihm hin. «99 Prozent der Spieler kommen ja gar nicht mit 5000 Franken.» Um ihn herum standen Zuschauer, die durften auch gratis trinken, selbst Leute, die er nicht kannte. Wenn er gewann, gab es Applaus. Aber dann waren wieder innerhalb einer Stunde 100 000 Franken weg.

Die Spieler legen ihre 5000 Franken in eine Box, auf der Gegenseite sitzt der Croupier. Weil niemand anderes spielte, belegte Netzer manchmal sechs Boxen aufs Mal. «Die Croupiers geben dir das Gefühl, sie stünden auf deiner Seite.» Fürs Personal lohnte es sich, den Neomillionär zu umsorgen. Er verteilte das Trinkgeld in Tausendernoten. Seine Hochrechnung: «Insgesamt eine Viertelmillion, mindestens.»

«Ich war nicht mehr der reale Jürgen Netzer zu dem Zeitpunkt. Das war ein Filmriss. Da denkt man, man kann einen Porsche kaufen, in

Urlaub fahren, eine Uhr für 20 000 Franken kaufen, wenn man will.»

Und seine Frau? Die war ahnungslos. Ihr sagte Netzer, er habe in der Schweiz ein gutes Geschäft gemacht. «Das Einzige, was meine Frau bekam, war zu Weihnachten eine Rado-Uhr für 2990 Euro», sagt er beschämt. Im Interspar füllte er den Einkaufswagen vielleicht etwas voller als normale Leute. «Da kauft man, was einem schmeckt, verstehen Sie, auch wenn das Fleisch vierzig Franken das Kilo kostet.»

Später brachte er der Gattin den Millionen Gewinn schonend bei, «doch sie hatte keine Freude am Glück ihres Mannes».

Der aber dachte: «Nun muss ich keiner geregelten Arbeit mehr nachgehen.» Er hatte ja vorher immer Stress gehabt. Am Morgen Beratungsgespräche mit Kunden und dann Punkt fünf vor zwölf in St. Gallen sein. Das Casino öffnete um zwölf Uhr. Er rechnete sich vor: Wenn ich mit 10 000 bis 20 000 Franken spiele und ich gewinne 10 000 Franken im Monat, ist das doch ein guter Lohn. «Mit meinem Grundkapital», so sagte er sich, «mach ich das locker.»

Er hatte immer 50 000 Franken dabei. Mal gewann er 50 000, viel häufiger verlor er. «In zwei Wochen hab ich 100 000 Franken liegenlassen, im Monat rund eine Viertelmillion.»

Netzer spielte immer irrer. «Meine Sucht war so ausgeprägt, dass ich, wenn ich auf die Toilette ging – von ganz links im Casino, wo die Automaten stehen, nach ganz rechts –, beim Vorbeigehen an den Tischen noch rasch 1000 oder 3000 Franken auf Rot oder Schwarz im Roulette setzte. Ich hatte ja immer Bargeld in der Tasche. Entweder war nachher Geld auf dem Tisch, oder es war weg. Und dann bin ich wieder zu den Automaten hin. Ich nutzte jede Sekunde. Wenn ich eine Zigarette rauchen ging, stellte ich den Automaten auf «Automatik». Der macht dann von selber weiter.» In einem Jahr waren die 3,5 Millionen weg und die neuen dicken Freunde, die sich zum Spielen und Essen einladen liessen, auch.

### **Alkohol für die Nerven**

Als Tröster blieb ihm der Alkohol. «In dem Leid, wenn Sie eine Viertelmillion verloren haben und wissen, ich muss aufhören, aber ich kann nicht aufhören, da kommen Sie in einen Zwang. Dann haben Sie innerlich Sorgen, und niemand darf etwas wissen.» Da anerbot sich der Alkohol, «um das ganze System der Nerven zu beruhigen». Ausserdem, sagt Netzer, sei er ein Mensch, der, wenn man ihn frage: «Trinken Sie noch eine Stange, ich lade Sie ein», einfach trinke. «Also heute nicht mehr. Aber damals schon. Und am Morgen denkt man: «Was hast du getan», und trinkt, um den Selbsthass zu verdrängen.»

Auf der Heimfahrt von St. Gallen nahm ihm die Polizei den Führerschein ab. «Wie ich heimkomme, das hat die nicht interessiert», sagt er. «Der Mensch hat eine Selbstverantwor-



«Kleine Wiedergutmachung»: Casino St. Gallen.

tung, logisch.» Doch in den Augen von Netzer trägt das Casino St. Gallen eine Mitverantwortung. Daran, dass er zuerst in fünf Monaten seinen Baukredit verzockt hat und danach die Millionen aus dem Jackpot. «Sie hätten mich schon vor dem Gewinn sperren müssen. Kein normaler Mensch verspielt 450 000 Franken in wenigen Monaten.»

Sein Anwalt Michael Battlogg – mit Vollbart und nach hinten gekämmtem langem dunklem Haar sieht er aus wie eine Figur aus einem Film – sagt dazu: «Das Schweizer Spielbankengesetz sagt, dass Spielbanken die negativen Auswirkungen von Spielsucht zu vermeiden haben. Sie dürfen nicht freudestrahlend zuschauen, wie sich manche Leute ruinieren.» Halten sich die Casinos nicht ans Gesetz, sagt Jurist Battlogg, machen sie sich schadenersatzpflichtig. Netzer fordert 1,6 Millionen Euro vom Grand Casino St. Gallen. So viel habe er ungefähr, abzüglich eines Sicherheitsabschlags, dort verspielt.

Im Spielbankengesetz steht, es seien Personen zu sperren, von denen die Spielbank annehmen müsse, dass sie Spieleinsätze riskieren, die in keinem Verhältnis stehen zu ihrem Einkommen und Vermögen. Das Casino müsste Betriebsregisterauszüge und Auszüge der Lohnzahlungen verlangen. In der Schweiz werden jährlich rund 3000 Leute gesperrt, nicht selten auf eigenes Begehren. Marc Friedrich vom Schweizer Casino-Verband sagt: «Es kann niemand unbemerkt in wenigen Monaten 400 000 Franken verspielen. Wenn jemand um hohe Beträge spielt, kommt er von Anfang an sofort auf den Radar.»

Weshalb Netzer in St. Gallen nicht «auf den Radar» kam, bleibt ein Rätsel. Der Zeitung *20 Minuten* sagte ein Sprecher, nach Berechnungen des Casinos habe Netzer in sechs Jahren nur 1,8 der gewonnenen 3,5 Millionen verspielt. Man habe davon ausgehen können, dass er finanziell stabil sei.

2011 sperrte das Casino ihn endlich, da spielte er nur noch mit kleinen Einsätzen. Das Casino schickte ihm einen Brief: Aufgrund von Hinweisen von Drittpersonen sei er mittellos respektive verschuldet. Er schrieb einen Brief retour und verlangte eine «kleine Wiedergut-

«Sie wollen doch nicht allen Ernstes gegen uns vorgehen? Da stehen Sie ja in der Öffentlichkeit.»

machung» von 250 000 Franken. Prompt erhielt er einen Termin beim Direktor. Dieser, so hatte Netzer den Eindruck, lachte ihn aus: «Sie wollen doch nicht allen Ernstes gegen uns vorgehen? Da stehen Sie ja in der Öffentlichkeit. Sie haben Kinder, und Geld haben Sie auch keins.» Da beschloss er zu klagen.

#### Gewinnbeteiligung für den Anwalt

Netzer hat nicht nur kein Geld mehr, er hat vor allem auch einen Riesenberg von Schulden. Nachdem er den Millionengewinn verspielt hatte, lieh er sich Geld bei Verwandten und Bekannten. Aus diesem Kreis verklagte man den

Spieler wegen Betrugs, das Verfahren ist am Laufen.

Netzer lebt mit seiner Frau und den drei Kindern von der Sozialhilfe. Einen Anwalt kann er sich nicht leisten. Michael Battlogg erhält im Erfolgsfall eine Gewinnbeteiligung. Also rechnet er sich Chancen aus. Am 29. Mai geht es in der Verhandlung darum, ob die Gerichte in Österreich oder in der Schweiz zuständig sind. Battlogg hat schon einige Casinos verklagt; oft enden diese Prozesse in einem Vergleich. Im letzten Fall erhielt die Klägerin 235 000 Euro zurück – rund 600 000 Euro hatte sie verspielt.

Das Casino Schaffhausen wurde vor drei Jahren zu einer Busse von 400 000 Franken verurteilt, weil es eine Frau, die monatlich bis zu 90 000 Franken verspielte, zu spät gesperrt hatte. Die Frau, eine Bankangestellte, hatte bei der UBS 2,8 Millionen Franken veruntreut.

#### Alles oder nichts

Professor Jörg Häfeli von der Hochschule Luzern forscht am Institut für Sozialmanagement, Sozialpolitik und Prävention zum Thema Glücksspiel. Er sagt, die nun ins Feld geführte Umgarnung sei «übliches Geschäftsgebaren der Casinos. VIP-Gäste werden mit allerlei Benefits beglückt.» Nur müsse die Sorgfaltspflicht weiterhin gelten.

Vor kurzem berichtete das österreichische Fernsehen über Jürgen Netzer. Jetzt hat er jeden Tag Angst, dass seine Kinder (die älteste Tochter ist zehn) von der Schule nach Hause kommen und von ihm wissen wollen, warum er im Fernsehen kam. Seit zwei Jahren geht er in eine Therapie für Spielsüchtige; er geht gern, weil er dort Leidensgenossen trifft.

Netzer ist ein angenehmer Mensch. Irgendwie würde man ihm einen Sieg gönnen. Nur: Wäre es gescheit, ihm wieder eine Millionen-summe zu geben? Ist er wirklich auf dem Weg der Besserung? Der Prozess ist wie ein Spiel: alles oder nichts. Vielleicht wäre seiner Genesung mehr zu trauen, wenn er beschlösse, zu arbeiten und seine Schulden Stück für Stück abzutragen. ○

## PC-Probleme?



Senioren helfen Senioren. Am Telefon, über Skype und mittels Direktzugriff auf Ihren Computer – oder persönlich bei Ihnen zu Hause.

Das alles für nur Fr. 50.– Jahresbeitrag. Mehr unter <http://www.seniorweb.ch/directory/support>

# Frauen, die besseren Männer

Stimmt es, dass Frauen in der Politik eher links stehen, wie die *Weltwoche* kürzlich behauptete? Unsere Studien zeigen ein anderes Bild: Nicht das Geschlecht, sondern die Ausbildung ist der entscheidende Faktor.

Von Reiner Eichenberger, Marco Portmann und David Stadelmann



Handeln Politikerinnen anders als Politiker? Kürzlich wurde in der *Weltwoche* (Nr. 14/13) in einem bemerkenswerten Beitrag festgestellt, die Nationalrätinnen hätten einen Linksdrall und sie trafen sogar die politischen Vorlieben der Schweizer Frauen schlechter als ihre männlichen Ratskollegen. Das stimmt auf den ersten Blick. Und auf den zweiten?

In unserer Forschung vergleichen wir wie die *Weltwoche* das Verhalten der Nationalrätinnen und Nationalräte bei Schlussabstimmungen im Parlament mit den in den Volksabstimmungen zu den genau gleichen Themen geäusserten Präferenzen der Bevölkerung. Anders als die *Weltwoche* verwenden wir nicht die gesamtschweizerischen, sondern die kantonalen Abstimmungsergebnisse für die Jahre 1996 bis 2012. Denn alle Räte werden in den einzelnen Kantonen gewählt, die sich hinsichtlich Wählerpräferenzen und Frauenanteil unter den Nationalräten stark unterscheiden. Gleichzeitig differieren die Kandidaten bezüglich persönlicher Charakteristika. All diese vielfältigen Ursachen des Verhaltens der Ratsmitglieder dividieren wir mit moderner Statistik auseinander.

Sobald die kantonalen Unterschiede in den Wählerpräferenzen und die Parteizugehörigkeit berücksichtigt werden, weichen die Nationalrätinnen nicht mehr stärker als Nationalräte von den Wählerpräferenzen ab. Frauen erscheinen nur anders, weil sie tendenziell in linken Parteien politisieren. Innerhalb der einzelnen Parteien sind aber noch gewisse Geschlechtsunterschiede erkennbar: Die Nationalrätinnen positionieren sich sowohl in den linken wie den rechten Parteien links von ihren männlichen Parteikollegen und sozialer als diese. Deshalb weichen sie SP-Frauen stärker und die SVP-Frauen weniger stark von der Mehrheit der Wähler ab als ihre männlichen Kollegen. Für ihre Wiederwahl dürfte das aber kaum negative Effekte haben. Vielmehr scheinen sich Nationalrätinnen auf linke Wählerschichten zu spezialisieren, ähnlich wie sich konservative männliche Nationalräte auf den rechten Rand ausrichten.

## Asexuelle Ständeräte

Die Anreizwirkung der Wiederwahlrestriktion zeigt sich im Ständerat. Bekanntlich ist der Ständerat schon seit 2006 keine Dunkelkam-

mer mehr, sondern alle Debatten inklusive Schlussabstimmungen werden auf Video aufgenommen. Wir haben diese Aufnahmen erstmals ausgewertet (*Weltwoche* Nr. 42/11) und kennen das Stimmverhalten der einzelnen Ständeräte seit 2006. Ständeräte werden in fast allen Kantonen nach dem Majorzprinzip gewählt. Deshalb können sie sich nicht so wie Nationalräte aus grossen Kantonen auf politische oder gesellschaftliche Randgruppen spezialisieren, sondern müssen möglichst die Mehrheit ihrer Kantonswähler vertreten.



*Kleine Unterschiede:* Ständerätin Bruderer.

Folglich ist zu erwarten, dass die geschlechtlichen Unterschiede im Ständerat viel kleiner sind als im Nationalrat. Tatsächlich weichen weibliche und männliche Ständeräte deutlich weniger als Nationalräte von den Präferenzen ihrer Kantonsbürger ab. Zugleich beeinflussen weder ihre Parteizugehörigkeit noch ihr Geschlecht das Ausmass ihrer Abweichung von den Wählerpräferenzen.

Vertreten Nationalrätinnen typische Frauenanliegen besser als Nationalräte? Spezielle Frauenpräferenzen messen wir in unseren Untersuchungen mit zwei Indikatoren: erstens anhand der Abstimmungsparolen von Alli-

ance F, dem Bund Schweizerischer Frauenorganisationen. Zweitens anhand der Geschlechtsunterschiede in den Antworten bei Vox-Befragungen, die nach jeder Volksabstimmung die Präferenzen von rund tausend Wählern und Nichtwählern erfassen.

## Weibliche Präferenzen

Wenn die Präferenzen der Frauen so gemessen werden, zeigt sich über alle Abstimmungen, zu denen Alliance F Stellung nimmt, kein Unterschied zwischen Nationalrätinnen und Nationalräten. Beide weichen gleich stark von den speziellen Frauenpräferenzen ab. Ein Unterschied zeigt sich nur bei Abstimmungen, bei denen es um Sozial- und Umverteilungsfragen geht. In diesem Bereich folgen Politikerinnen speziell weiblichen Präferenzen bedeutend stärker als Politiker – korrigiert um viele weitere Einflussfaktoren wie ihre Parteizugehörigkeit und Kantons-Charakteristika. Frauen sind also insgesamt aus Wählerinnensicht die besseren Frauen als Männer.

Zum Schluss interessiert, ob das speziell weibliche Verhalten der Nationalrätinnen nicht durch andere Faktoren als ihr Geschlecht, etwa Elternschaft und Familienstand, zu erklären ist. Das trifft nicht zu: Väter und verheiratete Nationalräte verhalten sich wie kinderlose und unverheiratete Nationalräte, und beide Faktoren spielen auch bei den Nationalrätinnen keine Rolle. Der Schlüssel zum weiblichen beziehungsweise männlichen Verhalten ist ein anderer: Ausbildung im Sinne eines Studienabschlusses. Tatsächlich gibt es eine grosse Gruppe von Nationalräten und -rätinnen, die die speziell weiblichen Präferenzen gleich gut vertreten: Frauen mit tiefer Ausbildung, Frauen mit hoher Ausbildung und Männer mit hoher Ausbildung. Nur Nationalräte ohne Studienabschluss vertreten weniger ausgeprägt weibliche Präferenzen. In gewissem Sinne sind also Frauen besser ausgebildete Männer.

David Stadelmann, Marco Portmann und Reiner Eichenberger: Do Female Representatives Adhere More Closely to Voters' Preferences than Male Representatives? CREMA Working Paper 2012-02, Center for Research in Economics, Management and the Arts (CREMA), 2012

David Stadelmann, Marco Portmann und Reiner Eichenberger: How do Female Preferences Influence Political Decisions by Female and Male Representatives? Mimeo, Universität Freiburg i. Üe. und Universität Bayreuth, 2013

# «Und dann ab an den Pranger»

Mit 13 Jahren las er Trotzki und Lenin. Heute ist Milo Rau ein international gefeierter Schweizer Theaterregisseur. Aktuell inszeniert er einen grossen «Schauprozess» gegen die *Weltwoche*. Warum? Von Rico Bandle, Roger Köppel und Oliver Bartenschlager (Bild)

Milo Rau, in Ihren letzten Stücken ging es um den rumänischen Diktator Ceausescu, den Genozid in Ruanda, den Massenmörder Breivik, den russischen Autokraten Putin – und jetzt kommt die *Weltwoche* ins Visier. Können Sie uns diese Abfolge erklären?

So aufgezählt, klingt die Abfolge tatsächlich unverständlich und irreführend. Ich stosse eher zufällig auf meine Themen. Immer aber geht es um Demokratie. Beim «Ceausescu» spielten wir den Schauprozess nach seinem Sturz nach, einen Prozess, der demokratische Strukturen nur imitierte. «Hate Radio», mein Projekt über den Genozid in Ruanda, befasste sich mit einem Genozid der Mehrheit an einer Minderheit. Wenn man so will, war dieser Massenmord also ein demokratischer Vorgang. Sie haben mal gesagt, kein Shakespeare-Stück komme ohne Bösewichte aus. In Ihrer Achse des Bösen übernimmt jetzt die *Weltwoche* diese Bad-Guy-Rolle. Überschätzen Sie hier nicht etwas die diabolische Kraft der Zeitschrift?

Die Hälfte der Teilnehmer an den «Zürcher Prozessen» wird sicher dieser Meinung sein. Aber von einer Achse des Bösen zu sprechen, ist grundsätzlich falsch. Was ich mit dem Zitat sagen wollte: Ich kann nicht einen «Hamlet» aufführen und nur die Ophelia übriglassen, weil sie die einzige Figur ist, die politisch korrekt ist.

Ihre Inszenierungen behandeln Abgründe der Demokratie oder deren Missbrauch. Was haben Ruanda, Rumäniens Diktator, Breivik oder Putin mit der *Weltwoche* gemeinsam?

Ähnlich wie das Thema Breivik ist für viele Leute das Thema *Weltwoche* ein Tabu: Damit darf man sich nicht befassen, deren Argumente darf man nicht ausbreiten, sonst bietet man ihr ja eine Plattform und macht sich zum Komplizen. Diesem Vorwurf bin ich sehr oft begegnet.

Warum wählen Sie das Format des Gerichtsprozesses? Die *Weltwoche* tritt ja nicht als tabuisierte Zeitung auf, sondern als Hauptangeklagte in einer Rechtfertigungsposition.

Das Gerichtsformat fasziniert mich und ist für die Auseinandersetzung mit dem Thema ideal. Ähnlich wie beim Prozess in Russland, bei dem ein echtes Mitglied der Punkband Pussy Riot beteiligt war, nehme ich ein The-

ma auf, das im entsprechenden Land umstritten ist. Wenn alle gleicher Meinung sind, ist ein Prozess uninteressant. Ich hätte auch einen Prozess um die NZZ machen können. Da aber die NZZ gänzlich unumstritten ist, wäre das ziemlich langweilig geworden. Ich lebe nun seit fünfzehn Jahren im Ausland. Und immer, wenn ich in die Schweiz komme, gibt es ein umstrittenes Thema: *Die Weltwoche*.

Sie erzählen es sehr neutral. Wenn wir aber Ihre Homepage anschauen, finden sich dort Einträge eines Ihrer Mitarbeiter, der es vermutlich schade findet, dass die *Weltwoche* nicht richtig vor den Richter kommt beziehungsweise verboten wird. Ihr Mitarbeiter behauptet zum Beispiel, die *Weltwoche* verdrehe vorsätzlich Fakten. Das sind schwere Vorwürfe, für die keinerlei Beweise vorgelegt werden.

Das stimmt, auf der Homepage steht das so. Der Name des Verfassers der entsprechenden Texte wird ausgewiesen, er durfte sich auf der Homepage frei äussern, so wie sich die Autoren in der *Weltwoche* auch frei äussern dürfen, hoffe ich. Ob er recht hat oder nicht, werden wir sehen.

---

«Ich fürchte weltanschaulich auch, dass die *Weltwoche* den Prozess gewinnen wird.»

---

Ihre Doku-Inszenierung «Hate Radio» handelt davon, wie in Ruanda hetzerische Faktenverdrehungen durch Radiojournalisten eine Stimmung des Hasses schürten, die in einem Völkermord gipfelte. Wollen Sie die *Weltwoche* in die Nähe solcher Praktiken rücken?

Wie gesagt, diese Kontinuität würde ich nicht herstellen. Der Hauptvorwurf in der Anklageschrift ist, dass Fakten auf eine Art ausgewählt, weggelassen oder verändert werden, dass sie in die gewünschte Argumentationslinie passen. Wir wissen aber natürlich, dass die *Weltwoche* noch nie vor Gericht belangt wurde...

... was ja auch schon vergeblich probiert wurde.

Ja, weil in der Schweiz die juristischen Hürden zu hoch sind. Bei uns ist die Ausgangslage anders, bei uns gibt es ja keine reale Strafrechtsfolge. Ich gehe ohnehin nicht davon aus, dass die *Weltwoche* einfach so Fakten fälscht, das wäre ja lächerlich.

Was also ist aus Ihrer Sicht konkret das Problem der *Weltwoche*?

Ich bin tatsächlich nicht neutral, ich stehe links und bin sicherlich nicht der klassische *Weltwoche*-Leser. Aber mein Vater zum Beispiel ist es. Und er ist bestimmt nicht so dumm, dass er sich täuschen liesse. Auch ich lese viele Artikel der *Weltwoche* gerne, teile aber nicht die politische Haltung. Das juristische Format eines Prozesses dient dazu, wirre Vorwürfe von realen Fehlleistungen zu trennen. Mich dünkt die Tabuisierung der *Weltwoche* durch linke Kreise falsch, auch wenn ich politisch nicht mit dem Blatt einverstanden bin.

Es ist doch erstaunlich, dass Sie ausgerechnet eine Zeitung vor Gericht bringen. Normalerweise bedienen sich nur antidemokratische Regime solcher Methoden.

Ich stütze mich sogar auf dieselben Gesetzesartikel wie Putin. (*Lacht*) Auch Putin berief sich bei seiner Anklage gegen kritische Künstler auf den Antidiskriminierungsartikel, im Fall von Pussy Riot sah er die orthodoxe Kirche diskriminiert.

Der Kreml-Chef wäre mit Ihnen wahrscheinlich darin einig, dass man Zeitungen, deren Meinungen einem nicht passen, den Prozess machen muss.

Wie gesagt, die *Weltwoche* ist nur ein Vorwand. Nehmen wir ein Beispiel. Der erste Anklagepunkt lautet «Schreckung der Bevölkerung» (Art. 258 StGB). Hierzu debattieren wir die journalistische Kampagne für die Minarett-Initiative, die dazu führte, dass die Initiative von einer Mehrheit der Bevölkerung angenommen wurde. Das ist ein politischer Vorgang, darauf will ich fokussieren. Ich frage mich: Mit welchen Mitteln wurde eine solche Mehrheit erreicht?

Sie haben einmal gesagt: Die wichtigste Aufgabe eines Theatermakers sei zu stören. Was haben Sie gegen Zeitungen, die manchmal einen ähnlichen Anspruch erheben?

Ich muss offen sagen, ich rechne damit und fürchte weltanschaulich auch, dass die *Weltwoche* den Prozess gewinnen wird.

Ihre «Moskauer Prozesse» sollten das undemokratische Machtssystem Putins entlarven. Was ist die Botschaft, wenn Sie im demokratischen Rechtsstaat Schweiz eine Zeitung, die Teil eines pluralistischen Meinungsspektrums ist, vor Gericht stellen?

Ganz so einfach ist das nicht. Der Putin-Diskurs, den ich sehr genau studiert habe, ist ja sehr ähnlich wie der *Weltwoche*-Diskurs: Es





«Vielleicht hat die Weltwoche ja recht»: Theater-Mann Rau.

geht um die Nation, um Minderheiten, Schwule, Frauen und so weiter.

**Wer in der Schweiz solche Themen anspricht, muss vor den Richter?**

Bei allen meinen Projekten interessiert mich: Wie wird ein nationales Bild konstruiert? Und was passiert mit jenen Leuten, die nicht ins Bild passen? Bei der *Weltwoche* sind das die Roma, die subventionierten Künstler und so weiter, die nicht ins Bild passen und entsprechend abgekanzelt werden.

**Das sagen Sie. Die Roma-Recherche hatte nichts mit einem «nationalen Bild» zu tun, es ging um die nachweisliche Tatsache, dass kriminelle Roma-Clans sogar Kinder für kriminelle Zwecke missbrauchen. Ist es ein Verbrechen, dies auszusprechen und zu dokumentieren?**

Wenn dabei unzulässig generalisiert wird, ist das durchaus strafrechtlich und auch moralisch relevant. Ich sehe mich ja auch als Vertreter der wahren Idee der Schweiz. Wie die *Weltwoche* wahrscheinlich auch.

**Haben Sie grundsätzlich ein Problem mit Meinungsvielfalt, wenn nicht alle Meinungen links sind?**

Ach was. Ich bin ja in diesen Wochen fast zum Anwalt der *Weltwoche* geworden. Viele linke Kritiker möchten das Blatt am liebsten totschiessen. Ich hingegen finde, man sollte sich ernsthaft mit der *Weltwoche* auseinandersetzen. Vielleicht hat sie ja recht. (*Lacht*) Dasselbe ist mit den Anliegen des Massenmörders Anders Breivik. Was ist, wenn seine Prophezeiung eintritt und in hundert Jahren unsere Kultur tatsächlich am Ende ist? Als Künstler gehe ich immer so vor, dass ich sage: Die Gegenseite könnte auch recht haben.

**Historisch waren die Moskauer Prozesse zwischen 1936 und 1938 schlimme Schauprozesse des Stalinismus mit Folter, gefälschten Beweisen, Konzentrationslager, Ermordungen. Wie kamen Sie auf die Idee, sich ausgerechnet an diesem historischen Vorbild zu orientieren?**

Das Wort Schauprozess im stalinistischen Sinn ist missverständlich, darum geht es nicht. Bei mir dauert der Prozess vierzehn Stunden, es wird eine langwierige Sache. Ein Schauprozess würde bedeuten: Das Resultat steht von Anfang an fest, man macht eine kurze Show mit erzwungenen Geständnissen – und dann ab ins Lager. Bei uns muss niemand eine bestimmte Rolle spielen, alle können sagen, was sie denken.

**Wenn Sie heute in Moskau einen Schauprozess veranstalten, wollen Sie den «Unrechtsstaat Putins» entlarven. Was entlarven Sie, wenn Sie im Rechtsstaat Schweiz einen Schauprozess inszenieren?**

Wenn man Ihre Art des Journalismus anschaut, so reihen Sie in der *Weltwoche* quasi

einen Schauprozess an den nächsten. Ihre Artikel sind ja sehr oft eine Beweisführung für etwas, von dem ohnehin schon klar ist, wie es ausgeht. Wer schuldig ist, steht von Anfang an fest – und dann ab an den Pranger. Das finde ich ja okay als Strategie, vorausgesetzt, dass die Artikel gut recherchiert sind. Aber dieses Vorgehen will ich debattiert haben.

**Sie vergleichen die *Weltwoche* ernsthaft mit den Praktiken der stalinistischen Schauprozesse?**

Nennen wir es Schaujournalismus. Roma, Sozialhilfebezüger, Muslime, alle kommen bei der *Weltwoche* dran, und das ist die Diskussion, die wir in den drei Tagen der «Zürcher Prozesse» führen wollen. Deshalb finde ich es auch schade, dass Sie, Herr Köppel, nicht mitmachen und als Experte in eigener Sache auftreten wollen.

**Der echte Roger Köppel kann nicht vor ein falsches Gericht stehen. Aber ist es nicht absurd, wenn ein Künstler, für den die Meinungsäusserungsfreiheit heilig ist, am Ende ein Organ der Meinungsäusserungsfreiheit vor Gericht stellt?**

In meinen «Moskauer Prozessen» standen die angeklagten Künstler kurz davor, als schuldig verurteilt zu werden. Der Freispruch kam nur knapp zustande. Für mich wäre es ein moralisches Problem gewesen, wenn sie verurteilt worden wären, da einige Künstler in der realen Welt tatsächlich noch im Lager sitzen. Beim *Weltwoche*-Prozess ist es weniger existenziell, wie er ausgeht. Hier ist die Verhandlung zentral, was debattiert wird. Aber es ist schon so, dass viele Leute ein grosses Problem mit dem Pranger-Journalismus der *Weltwoche* haben.

**Deshalb fühlen Sie sich berechtigt, die *Weltwoche* an den Pranger zu stellen?**

Wenn ich die *Weltwoche* wirklich anprangern wollte, dann müsste ich ein anderes Format wählen. Bei einem Prozess kommt die angeklagte Seite sehr ausgiebig zu Wort.

**Haben Sie die Proteste gegen Ihr Stück in Russland eigentlich selber organisiert?**

Nein. Es intervenierten ja ganz verschiedene Gruppierungen, inklusive des Inlandgeheimdiensts. Die kann man nicht einfach so aufbieten.

**Wir hätten Ihnen das als geniales Marketing durchaus zugetraut.**

Ich gebe ehrlich zu, das war ein Glücksfall für das Projekt. (*Lacht*) Vielleicht gibt's das ja in der Schweiz auch, aber ich fürchte, hier ist man etwas zurückhaltender.

**Genozid, Breivik, Putin, *Weltwoche*: Das sind Reizthemen, die für Einschaltquoten sorgen. Geht es Ihnen am Ende um den Effekt oder um die Sache?**

Meistens wurde mir im Vorfeld gesagt, meine Themen seien langweilig, da sie erst dann auf die Bühne kamen, wenn sie aus den täglichen Nachrichten verschwunden waren. Ich betreibe keine Effekthascherei.

**Sie sind äusserst erfolgreich, alle grossen deutschen Zeitungen haben prominent über die «Moskauer Prozesse» berichtet. Über das Zürcher Projekt macht das Schweizer Fernsehen gleich zwei Sondersendungen. Was ist das tiefere Motiv, solche plakativen Stoffe aufzugreifen?**

Breivik zum Beispiel war eine überlebensgrosse Medienfigur. Seine Verteidigungsrede vor Gericht war ziemlich intelligent, aber auch banal und langfädig. Indem ich diese Rede auf die Bühne bringe, zeige ich die langweilige Seite des Massenmörders, die sonst ausgeblendet wird. Wenn man die Rede hört, vergisst man, dass ein Massenmörder spricht.

**Ihre Botschaft bei Breivik war doch eine Kritik an der weitverbreiteten Kritik am Islam und an seinen radikalen Strömungen. Letztlich sagen Sie, die Annahme der Minarett-Initiative in der Schweiz sei Ausdruck der gleichen verwerflichen Grundstimmung, die auch den Massenmörder von Norwegen produzierte.**

Ja, absolut, und Breivik sagt das übrigens selber. In der direkten Demokratie kann sich der Volkszorn äussern. Die Minarett-Initiative ist eine verfassungswidrige Vorlage, die aus einer gewissen Wut entstanden ist. Der Ausspruch «Das Volk hat immer recht» kann gefährlich sein.

**Die Demokratie hat nicht immer recht. Aber die direkte Demokratie hat eine Ventilfunktion. Sie entschärft den Wutbürger. Ein Breivik, wenn man ihn denn als Symptom und nicht einfach als Verrückten sehen will, ist auch das Resultat einer Gesellschaft, die sich weigert, offen über Probleme zu sprechen, und damit bei manchen Leuten Ohnmachtsgefühle erzeugt, die im schlimmsten Fall zur Selbstjustiz führen können.**

In Ruanda hat die Mehrheit einen Völkermord an einer Minderheit ausgeführt, quasi ein direktdemokratischer Entscheid. Deshalb braucht es einen starken Rechtsstaat, der den Minderheitenschutz garantiert. Die Mehrheit hat nicht immer recht. Die Mehrheit muss rechtlich gebändigt werden.

**Diese Position wird in der Schweiz von Leuten vertreten, die mehr Macht für die Elite und weniger Macht fürs Volk wollen. In Russland kämpften Sie gegen die Machthaber, hier machen sie sich zum Anwalt des Establishments. Sie sind der Theaterdirektor der Staatsmacht gegen die lästige direkte Demokratie.**

Sie haben nicht ganz unrecht, ich bin eine Art Verfassungspatriot geworden. Da sehen Sie mal, in was für eine unerfreuliche Position Sie mich zwingen.

**Wie sind Sie eigentlich zum Theater gekommen?**

Ich gehe nie ins Theater, mag es auch nicht. Zurzeit überwinde ich mich, auch an Häu-

sern mit festem Schauspielerensemble zu arbeiten; die ganzen Strukturen der Stadttheater sind mir unheimlich. Mich hat es auch nie interessiert, einfach einen Shakespeare zu inszenieren, sondern ich verfolge eher einen journalistischen Ansatz.

**Was gab den Ausschlag, dass Sie Künstler wurden?**

Mit achtzehn studierte ich in Paris und sah Pasolinis Film «Die 120 Tage von Sodom», der in vielen Ländern verboten war. Ein klassischer Kunstfilm. Hier wurde mir bewusst, wie man durch die Darstellung sadistischer Handlungen einen Denkvorang auslösen kann. Ich war hin und weg von der hypnotischen Kraft des Films.

**Sie haben sich einmal als Neoleninist bezeichnet. War das ein Witz, oder meinen Sie es ernst?**

Mit dreizehn Jahren habe ich Trotzki's «Der junge Lenin» gelesen, ein sehr intelligentes Buch. Lenin war die erste politische Figur, mit der ich mich intensiv beschäftigt habe und die mich bis heute fasziniert. Er hat das marxistische Denken revolutioniert, verfolgte nicht weltfremde Theorien, sondern hatte eine klare Idee, wie er die Welt verbessern könne. Er hat den Machiavellismus der Rechten ins Denkmodell der Sozialdemokratie übernommen.

**Lenin legte die Grundlagen für Stalins Terrorregime.**

Lenin hatte als historische Figur das Glück des frühen Todes. Hätte er wie Stalin die Macht übernommen, wäre er wohl ähnlich grausam gewesen. Das ist klar. Aber das Terrorregime hat er nicht begründet. Wenn ich mich als Neoleninist bezeichne, so bedeutet dies, dass man die Vorgänge heute öfter durch eine leninistische Brille sehen sollte.

**Zum Beispiel: Die Linke muss härter werden?**

Ein Problem des sogenannten linken Denkens ist der Revisionismus. Man geht davon aus, dass, wenn man die Sache gut organisiert, sich alles zum Besseren entwickeln werde, denn der Mensch ist an sich gut. In einer reichen westlichen Welt stimmt das wohl auch, aber bei einer globalen Perspektive ist solches Denken verheerend.

**Was ist aus Ihrer Sicht zurzeit das grösste Problem der Schweiz?**

Wenn ich im Ausland bin und jemand die Schweiz kritisiert, so werde ich immer wütend. Die Schweiz hat aus meiner Sicht grundsätzlich das bestmögliche politische System, solange es in der Balance ist. Was mich aber stört, ist diese Einstellung, der Reichtum der Schweiz müsse am eigenen Fleiss, am Charakter der Leute liegen. Dabei ist der Reichtum ein Resultat historischer Zufälle und einiger richtiger Entscheide.

Wir sollten unserem Land mit mehr Demut begegnen und weniger Selbstgerechtigkeit. **Wie gross ist eigentlich die Selbstgerechtigkeit in der Kulturszene?**

Ich schreibe gerade ein Büchlein mit dem Titel «Was tun?», in Anlehnung an Lenins bekannte Schrift. Dort kritisiere ich das, was ich die «postmoderne Vernunft» nenne, diese pseudokritische Aufpassermentalität. Wenn ich etwas über Afrika sage, wird sofort eingeschritten – das gehe nicht, weil ich ein weisser Mann sei ...

**Diese Weigerung, die Realität anzuerkennen, stört Sie?**

Ja. Wer über welches Thema spricht, ist wichtiger als der Inhalt. Das ist für mich eine unerfreuliche Nebenerscheinung des aufklärerischen Denkens. Immer die Frage: Darfst du das? Darfst du als weisser Mann über Probleme von schwarzen Frauen reden? Natürlich darf man das. Es ist gerade der Sinn der realistischen Kunst, dass nicht jeder nur über sich selbst spricht.

**Wie lautet Ihr künstlerisches Credo?**

Sagen Sie mir zuerst Ihr journalistisches.

**In Anlehnung an Rudolf Augstein: Schreiben, was ist.**

Dann sage ich: Zeigen, was ist.

Die von Milo Rau inszenierten «Zürcher Prozesse» finden vom 3. bis 5. Mai im Theater Neumarkt in Zürich statt.



FM 93.6  
**RAD10** DIE WELTWOCH

# ROGGER G E G E N ROGGER



**ZWEI STANDPUNKTE, ZWEI MEINUNGEN.**

LIVE AUS DEM RESTAURANT GÜTERHOF AM FREIER PLATZ 10 IN 8200 SCHAFFHAUSEN  
6. MAI 2013 · 18:00 BIS 18:50 UHR · TÜRÖFFNUNG 17 UHR

EINTRITT NUR MIT ANMELDUNG UNTER [TICKETS@RADIO1.CH](mailto:tickets@radio1.ch) (PLATZZAHL BESCHRÄNKT).

GASTRONOMIE AM RHEIN 



# Lesevergnügen auch unterwegs

Mit der iKiosk-App können Sie die Weltwoche bequem in der Heftdarstellung lesen. Jede der letzten 10 Ausgaben kann einzeln gekauft werden. Abonnenten registrieren sich mit der Kundennummer. Erkunden Sie die vielen Extras wie das Verschicken von einzelnen Seiten per E-Mail. Alle Dienstleistungen der App sind im Abonnement inbegriffen.



## Und so funktioniert's:

1. Kostenlose App im App-Store herunterladen
2. Weltwoche wählen
3. Kundennummer im Feld «Printabo» eingeben  
(Die Kundennummer finden Sie auf Ihrer Abonnementsrechnung)
4. Ihre Postleitzahl eingeben
5. Fertig





WORLD PRESS PHOTO

13

KEYSTONE präsentiert

# World Press Photo 13

**Ausstellung | 3.–26. Mai 2013**

Folium – Alte Sihlpapierfabrik, Sihlcity Zürich

Mo – So 11 – 19 Uhr | Fr 11 – 21 Uhr

Änderungen der Öffnungszeiten vorbehalten

Informationen unter [www.keystone.ch](http://www.keystone.ch)

World Press Photo of the Year 2012 | Paul Hansen, Schweden, Dagens Nyheter  
Trauerzug für die bei einem israelischen Luftangriff getöteten Geschwister  
Suhaib und Muhammad Hijazi, Gaza-Stadt, 20.11.2012.

Veranstalter

**KEYSTONE**

Sponsoren



**Canon**

BAUMANN & CIE  
BANQUIERS

**FOLIUM**

Medienpartner

NZZamSonntag

persönlich



Teil eines komplexen Ganzen: Roma-Siedlung Ali Ibra in Gjakova, Kosovo; Mentor mit und auf dem *Weltwoche*-Titelbild; alte, illegale Mülldeponie;

## In Mentors Welt

Von Daniele Muscionico

Er erinnert sich nicht mehr – an den Tag, als er mit seiner Spielzeugpistole fotografiert wurde. Mentor war damals vier Jahre alt.

Mentor und sein Spielzeug. So lief er 2008 dem Italiener Livio Mancini, einem Fotografen der Kfor-Truppen, vor die Linse. Womöglich fand das Kind die Plastikpistole im Müll. Auf einer illegalen Mülldeponie in seiner Siedlung. Sie war Mentors Spielplatz. Heute ist die Deponie privatisiert, und ihr Besitzer macht damit gutes Geld. Mentors Vater fährt jeden Tag mit seiner Kreissäge in die Stadt und versucht dort, Geld zu verdienen. Drei Euro im Tag, wenn er denn Arbeit findet. Sein Sohn geht zur Schule und will *gazetar* werden, Journalist, denn seit er auf dem Cover der *Weltwoche* erschien, weiss er, dass es den Beruf gibt. Mentor ist Rom und lebt im Slum Ali Ibra bei Gjakova im Kosovo. Hier wurde er geboren und kämpft er mit seiner Familie um ein Fortkommen in seiner Heimat.

Das ist die Geschichte dieser Bilder, die der Schweizer Reportagefotograf Fabio Biasio erzählt. In Biasios Story ist der Junge ein Baustein von vielen. Er ist Teil eines komplexen Ganzen und eines Armutsproblems. Als Mentor auf dem Titelbild der *Weltwoche* erschien, erzählte sein Bild eine andere Geschichte.

In den postsozialistischen Ländern gehören Familien wie seine zu den Verlierern der Wende. Die Arbeitslosigkeit der Roma im Kosovo liegt laut den entsprechenden Hilfsorganisationen bei neunzig Prozent. Der Bürgerkrieg hat ihre Lage noch verschärft. Verfolgung und Verelendung setzen eine Emigrationswelle in Gang, die letztlich auch Westeuropa erreicht.

Als Biasio Mentor in der *Weltwoche* sah, wollte er die Hintergründe erfahren. Er arbeitet im Kosovo seit 1999, fand den Jungen, sprach mit den Eltern, fotografierte. Die *Wochenzeitung* publizierte einige Bilder.

Jetzt ist das ganze Konvolut am Fotowettbewerb der EWZ-Selection zu sehen, dank der Kategorie Reportage, die man neu eingeführt hat und in der auch unpublizierte Arbeiten akzeptiert werden. Mit gutem Erfolg. Und mit gutem Grund: Grosse Bildreportagen gehörten zu den ersten Sparopfern in der Medienlandschaft, heute sind sie aus Zeitungen nahezu verschwunden. Doch der Fall aus dem Kosovo macht klar: Bilder bringen ans Licht, was ein Text verschweigen kann. Ausser, wenn einer wie der Journalist Mentor ihn dereinst verfasst.

EWZ-Selection in Zürich vom 17. Mai bis am 2. Juni.  
[www.ewz-selection.ch](http://www.ewz-selection.ch)



Mentor mit seinen Eltern und Schwestern (Bilder im Uhrzeigersinn).

## Bestseller

### Belletristik

- 1 (–) **Jean-Luc Bannalec:** Bretonische Brandung (*Kiepenheuer & Witsch*)
- 2 (1) **Jonas Jonasson:** Der Hundertjährige ... (*Carl's Books*)
- 3 (–) **Viveca Sten:** Mörderische Schärenächte (*Kiepenheuer & Witsch*)
- 4 (2) **Christian Schmid:** Blas mer i d Schue (*Cosmos*)
- 5 (3) **Nora Roberts:** Die letzte Zeugin (*Blanvalet*)
- 6 (4) **Eveline Hasler:** Mit dem letzten Schiff (*Nagel & Kimche*)
- 7 (5) **Franz Hohler:** Der Geisterfahrer (*Luchterhand*)
- 8 (–) **Martin Walker:** Femme fatale (*Diogenes*)
- 9 (7) **Jussi Adler-Olsen:** Das Washington-Dekret (*DTV*)
- 10 (6) **Dora Heldt:** Herzlichen Glückwunsch, Sie haben gewonnen! (*DTV*)

### Sachbücher

- 1 (–) **Wilfried Meichtry:** Mani Matter (*Nagel & Kimche*)
- 2 (1) **Jacky Gehring:** Body Reset – Das Kochbuch (*Weltbild*)
- 3 (3) **Jacky Gehring:** Body Reset – Das Erfolgsprogramm (*Weltbild*)
- 4 (5) **Isabelle Neulinger:** Meinen Sohn bekommt ihr nie (*Nagel & Kimche*)
- 5 (4) **Rolf Dobelli:** Die Kunst des klaren Denkens (*Hanser*)
- 6 (7) **Joshua Clark, Mark Lauren:** Fit ohne Geräte (*Riva*)
- 7 (10) **Bronnie Ware:** 5 Dinge, die Sterbende am meisten bereuen (*Arkana*)
- 8 (–) **Attila Hildmann:** Vegan for Fit. (*Becker-Joest-Volk*)
- 9 (6) **Rolf Dobelli:** Die Kunst des klugen Handelns (*Hanser*)
- 10 (–) **Jamie Purviance:** Weber's Grillbibel am meisten bereuen (*Arkana*)

Quelle: Schweizer Buchhändler- und Verlegerverband SBVV/Mediacontrol

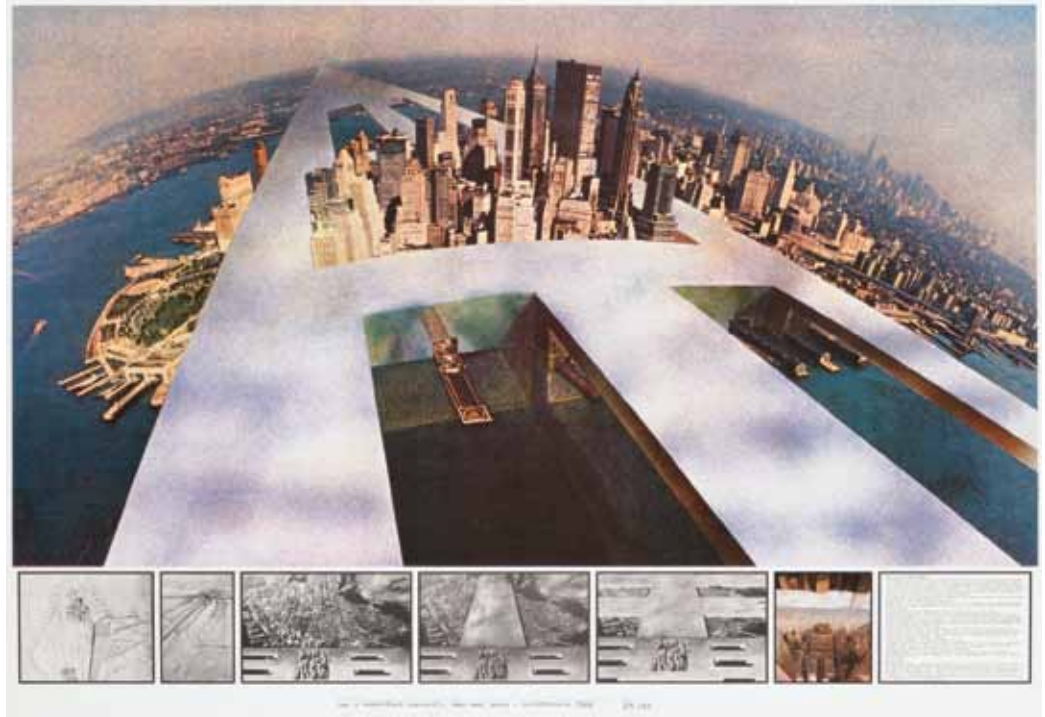
### Apropos: Bienen

Markus Imhoof hat mit seinem Bienenfilm «More Than Honey» knapp 220 000 Personen in die Schweizer Kinos gelockt. Anfang Jahr wurde er mit dem Schweizer Filmpreis geehrt. Nun gewann er auch noch den Deutschen Filmpreis, dotiert mit 200 000 Euro. Das Geld fliesst allerdings erst dann, wenn er ein neues Projekt in Angriff nimmt. Dieses Vorgehen könnte sich die Schweiz zum Vorbild nehmen. Um hiesige Regisseure wird es nach einem Triumph oft zu lange ruhig. Bekannteste Beispiele: Andrea Staka gewann 2006 in Locarno den Goldenen Leopard, Reto Caffi war 2009 mit einem Kurzfilm gar für den Oscar nominiert – bei beiden wartet man bis heute auf einen neuen Spielfilm. (rb)

## Fotografie

# Du sollst dir ein Bild machen

Ein Geburtstag und ein Abschied: Unterwegs in eine neue Zukunft, zeigt das Fotomuseum Winterthur eine Jubiläumsausstellung, die ein Must ist. Von **Daniele Muscionico**



**Gigantomanie:** «New New York» vom Architekten-Kollektiv «Superstudio», 1969.

Der Zampano geht, der Zampano wird bleiben. Wenn im Juni der Gründungsdirektor Urs Stahel das Fotomuseum Winterthur nach zwanzig Jahren verlässt, wird man eine Tafel anbringen, hoffentlich. «Für einen, der unsere Arbeiterstadt zum Mekka der europäischen Fotokunst machte.» Stahel hat das Haus in einem Zeitraum geführt, in dem sich das Medium revolutionär wandelte, und seine Institution war der Seismograf neuer Strömungen und ein Katalysator, der die Fotografie in Schwung und Ekstase versetzte.

Das Museum ist heute ein internationales Epizentrum der Fotokunst. Und zu grössten Teilen eigenfinanziert. Haus und Medium stehen vor einer Zukunft, die strahlender nicht sein könnte. In Zeiten des pausenlosen Bilder rauschens, der grenzenlosen Bilderverschmutzung, die uns im Wachzustand einnebelt auf allen Kanälen, kommt der Institution eine immer bedeutsamere Aufgabe zu: Sie vermittelt uns das Wissen, dass Fotografie ein Schlüssel zum Schloss sei, das wir Wirklichkeit nennen.

Dabei ist die Zeit nach Stahel bereits im Gange. Und zwar mit der aktuellen Jubiläumsausstellung «Concrete – Fotografie und Architektur». Sie hat der bisherige Co-Direktor Thomas Seelig kuratiert, der sich in Zukunft den Chefposten mit dem in Paris gebürtigen, in den National Galleries of Scotland tätigen Duncan

Forbes teilt. In Seeligs Ausstellung treffen sich Ambition und Ausführung auf ideale Weise – zum verführerischen Schauerlebnis auf unseren Lebensraum im Kleinen. Und auf das grosse Ganze des Mythos Architektur, der bestimmt, wie wir wo leben sollen.

Denn es gibt bei Seelig nicht nur den lehrreichen Schnelldurchlauf durch 160 Jahre Architektur fotografie, von Pionieren wie Talbot bis zu digitalen Modernisten wie Rem Koolhaas,

**In Seeligs Ausstellung treffen sich Ambition und Ausführung auf ideale Weise.**

vorbei am Architekten-Kollektiv Superstudio, das bereits in den sechziger Jahren die Tyrannei gigantomanischer Architektenträume visualisierte. Die opulente Schau ist ein körperhafter Bildessay zu allen möglichen Fragen rund um das Thema. Architekten sind die Hohepriester des 21. Jahrhunderts. Grund genug, Wille und Wahn kritisch und gemeinverständlich zu hinterfragen. Einleuchtend selbst für Schuhschachtelbewohner.

Concrete – Fotografie und Architektur: Fotomuseum Winterthur, bis 20. Mai. Katalog bei Scheidegger & Spiess.



# Galoppierende Trivialisierung

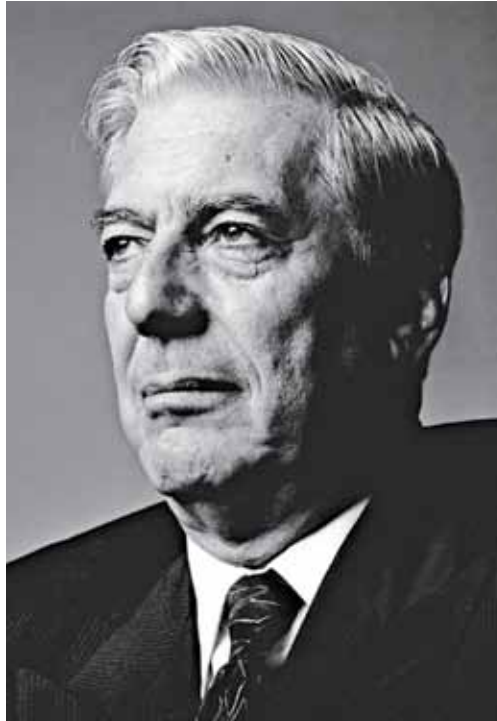
In sechs angriffigen Essays besichtigt der südamerikanische Intellektuelle Mario Vargas Llosa die Kollateralschäden des Amüsierbetriebs und der Banalisierung der Kultur. *Von Pia Reinacher*

Es ist kein Zufall, dass es ein Schriftsteller ist, der es wagt, die tiefgreifenden gesellschaftlichen Fehlentwicklungen des letzten Jahrzehnts anzuprangern. Er besitzt die Genauigkeit des Wortes. Er hat die Musse zum Nachdenken. Er verfügt über die innere Freiheit, sich über politisch korrekte Beschönigungsreden und Denkverbote hinwegzusetzen. Dabei hat Mario Vargas Llosa, scharfsinniger Intellektueller und sprachmächtiger Nobelpreisträger, mit seiner unnachgiebigen Kritik an der Verwandlung von Kultur in einen Zerstreuungsbetrieb vor allem die westliche Welt im Blick. In seinem fulminanten Essayband «Alles Boulevard. Wer seine Kultur verliert, verliert sich selbst» denunziert er die Folgen des Zerfalls der Bildung, der Dominanz des Spektakels und die Banalisierung aller Lebensbereiche.

Was meint er damit? Er redet scheinbar von Erotik, Sexualität, Sprache, Kultur, Geld und Politik. Eine disparate Kuddelmuddel-Anklage, könnte man meinen, geäußert von einem älteren Zeitgenossen, der sich in der neuen Welt nicht mehr zurechtfindet. Das Gegenteil ist der Fall. Mario Vargas Llosa benennt den Kern des zeitgenössischen Malaises: den kollektiven Identitätsverlust der westlichen Gesellschaft durch die galoppierende Trivialisierung aller Gebiete. Dabei ist seine Rede nicht ohne untergründigen Witz. Exemplarisch steht dafür etwa sein Essay über «Das Verschwinden der Erotik»: Die sozialistische Regierung in Extremadura habe 2009 beschlossen, in der Schule für die Jungen und Mädchen ab vierzehn Jahren Selbstbefriedigungskurse auf den Lehrplan zu setzen unter dem nicht unpfeifigen Titel «Die Lust in deiner Hand».

## Die Zerstörung des Privaten

Diese Kampagne diene, so die Politiker, dazu, «schlimmeres Übel zu verhindern»: unerwünschte Schwangerschaften. Während in seiner Jugend, spottet Llosa, noch mit dem Schreckgespenst von Blindheit, Schwachheit und Tuberkulose hantiert wurde, um vor der Sexualität zu warnen, schaffe man es heute, Sex zur geheimnislosen Mechanik zu simplifizieren. Damit verunglimpfe man nicht nur die Errungenschaft der Befreiung von Vorurteilen, sondern zerstöre eine Quelle der Lust, die zugleich die Quelle der Fantasie und Kreativität sei und damit Ursprung und Antrieb von Kunst, Literatur, Forschung und Wissenschaft.



Unnachgiebig: Nobelpreisträger Llosa.

Llosa sieht in dieser Triebökonomie eines der typischen Symptome einer Zeit, welche die Kultur marginalisiere, die Sprache beschädige, die humanistische Bildung und damit die Wurzeln unserer Identität zerstöre – aber sich blind der Dominanz des Voyeurismus, der Zerstörung des Privaten und der folgenlosen Zerstreuungskultur der Massenmedien unterwerfe.

Unser Leben würde sich zunehmend unter der Regie von Ökonomen, Technologen und Spezialisten abspielen mit dem schlichten Ziel der Befriedigung materieller Bedürfnisse und beseelt von der Gier nach Profit – zum Schaden der inneren Werte, welche erst den Menschen ausmachen: Liebe, Erotik, Freundschaft, Kunst, Kultur.

Die Streifzüge durch unser Zeitalter, in die unreflektierten Abgründe der Gesellschaft und in die verherrlichten Niederungen des Boulevardbetriebs sind unterhaltend zu lesen und bestürzend in der Einsicht. Aufklärerisch wie in seinen grossen Romanen, räumt Mario Vargas Llosa mit allen Beschönigungen auf, welche den globalen Unterhaltungsbetrieb verharmlosen und ihn frivol als Fortschritt verkaufen wollen.

Mario Vargas Llosa: Alles Boulevard. Wer seine Kultur verliert, verliert sich selbst. Aus dem Spanischen von Thomas Brovot. Suhrkamp. 227 S., Fr. 36.90

# Cold Coffee, Broken Hearts

Von Peter Rüedi

Ist Madeleine Peyroux eine Jazzsängerin? *Who cares.* Ihr Reich ist das Dazwischen, künstlerisch und biografisch. Aufgewachsen in New York und Kalifornien, zog sie nach der Scheidung der Eltern mit der Mutter nach Paris, und wenn ihr Karriere auch made in USA ist, singt sie ab und zu einen Song in Französisch. Seit ihrem Erstling gilt sie als Reinkarnation von Billie Holiday, die sie auch als eines ihrer Vorbilder nennt, aber ein anderes ist Serge Gainsbourg. Und dass sie sich mit ihrem jüngsten Opus, «The Blue Room», auf Ray Charles bezieht, auf eine LP, die Anfang der Sechziger für viel Aufregung sorgte («Modern Sounds in Country and Western Music»), ist kein Zufall, so wenig wie die Zusammenarbeit mit Produzent Larry Klein, der vor Zeiten der Ehemann von Joni Mitchell war.

Mit «Modern Sounds» verstörte der «Genius of Soul» seine Gemeinde, weil er mit der Interpretation «weisser Musik» so etwas wie einen ethnischen Verrat beging. Die Lager sind noch heute zum Teil unversöhnlich, wenn auch inzwischen andere die Fronten aufgeweicht haben (unter Jazzern etwa Bill Frisell). Miss Peyroux stand von Anfang an mit einem Fuss im einen, mit dem andern im andern Lager, engagierte erstklassiges Jazzpersonal neben kommerziellen Studioprofis, nahm sich Standards vor, die sie mit Vorliebe im Tempo verschob, aber auch Songs von Leonard Cohen oder Bob Dylan. Unter einer Voraussetzung: Die Texte, die *lyrics*, mussten gut sein, dann ertrug die Musik auch gelegentlich eine Glasur von giftiger Country-Sülze.

Ihre Spezialität bleiben auf «Blue Room» melancholische Abgesänge, die sie mit ihrer kleinen Stimme ins Intime zieht (tatsächlich mit einigen Mini-Glissandi à la Holiday) – im Zentrum Songs aus der Charles-Antiquität, dazu Randy Newmans «Guilty», Cohens «Bird on a Wire» oder Warren Zevons «Desperados Under the Eaves». Dessen eine Zeile mag belegen, was Madame unter tauglichen *lyrics* versteht: «And if California slides into the ocean / Like the mystics and statistics say it will / I predict this motel will be standing until I pay my bill».



Madleine Peyroux: The Blue Room. Emarcy/Universal 0602537242689.

## Top 10

### Knorrs Liste

1	<b>Beyond the Hills</b>	★★★★★
	Regie: Cristian Mungiu	
2	<b>Django Unchained</b>	★★★★★
	Regie: Quentin Tarantino	
3	<b>Le capital</b>	★★★★☆
	Regie: Costa-Gavras	
4	<b>Ginger &amp; Rosa</b>	★★★★☆
	Regie: Sally Potter	
5	<b>No</b>	★★★★☆
	Regie: Pablo Larraín	
6	<b>Kon-Tiki</b>	★★★★☆
	Regie: J. Ronning / E. Sandberg	
7	<b>Nachtzug nach Lissabon</b>	★★★★☆
	Regie: Bille August	
8	<b>Paradies: Liebe</b>	★★★★☆
	Regie: Ulrich Seidl	
9	<b>Dead Man Down</b>	★★★★☆
	Regie: Niels Arden Oplev	
10	<b>Oblivion</b>	★★★★☆
	Regie: Joseph Kosinski	

### Kinozuschauer

1 (-)	<b>Scary Movie 5</b>	21 797
	Regie: Malcolm D. Lee	
2 (3)	<b>I Give It a Year</b>	9231
	Regie: Dan Mazer	
3 (2)	<b>The Croods (3-D)</b>	9156
	Regie: Kirk De Micco	
4 (1)	<b>Oblivion</b>	9124
	Regie: Joseph Kosinski	
5 (4)	<b>Broken City</b>	6440
	Regie: Allen Hughes	
6 (7)	<b>Nachtzug nach Lissabon</b>	5740
	Regie: Bille August	
7 (6)	<b>Mama</b>	5443
	Regie: Andrés Muschietti	
8 (5)	<b>Los amantes pasajeros</b>	5079
	Regie: Pedro Almodóvar	
9 (10)	<b>Kon-Tiki</b>	3385
	Regie: Joachim Rønning	
10 (8)	<b>Identity Thief</b>	3331
	Regie: Seth Gordon	

Quelle: Schweizerischer Filmverleiher-Verband;  
Zuschauerzahlen vom Wochenende (Deutschschweiz)

### DVD-Verkäufe

1 (-)	<b>Der Hobbit (Warner)</b>
2 (1)	<b>Cloud Atlas (Ascot Elite)</b>
3 (5)	<b>Life of Pi – Schiffbruch mit Tiger (Fox)</b>
4 (6)	<b>End of Watch (Universal)</b>
5 (4)	<b>Silent Hill: Revelation (Ascot Elite)</b>
6 (2)	<b>Twilight: Breaking Dawn 2 (Ascot Elite)</b>
7 (-)	<b>Gossip Girl – Season 5 (Warner)</b>
8 (3)	<b>Game of Thrones, 2. Staffel (Warner)</b>
9 (9)	<b>Skyfall (Fox)</b>
10 (7)	<b>Anna Karenina (Universal)</b>

Quelle: Media Control



*Totale Selbstoptimierung:* Robert Downey Jr. in der «Iron Man»-Rüstung.

### Kino

## Siedend heiss gekocht

«Iron Man 3» mit Robert Downey Jr. als Hightech-Faun ist eine gelungene Superhelden-Hanswurstiade.

Von Wolfram Knorr

An Sicherem, an Fassbarem, an Unbestreitbarem gibt es nichts ausser der nackten Haut. Sie ist das Einzige, was wir besitzen. Was uns gehört», schrieb 1949 Curzio Malaparte in seinem Roman «Die Haut». Weit über sechzig Jahre später geht's in der manisch grassierenden Körperkonjunktur um totale Selbstoptimierung. Selbst Supermans Superkumpels waren, trotz einwandfreier Kompakt-Karossen-Bodys, ohne Technik nix. Sie mussten in Chemiebottiche fallen oder mit schweren Wasserdämpfen in Berührung kommen – nur solche Kollisionen verwandelten sie in hochtourige Allradantriebskörper.

Die Selbstoptimierung des Rüstungsindustriellen Tony Stark ist der totale Techniktriumph. Bei einer Waffendemo schwer verletzt, baute er sich eine Komplettprothese, einen roboterartigen Transistoranzug. Superkräfte nur durch adaptive Hightech. Auch wenn andere wie Rocketeer (Raketenfluggerät auf dem Rücken), Captain America (Schild) oder Batman (Multifunktionsgürtel) technische Hilfen einsetzen, so ist Stark ihnen weit voraus. Mit seinem raffinierten «Schalenkörper», der ihm zufliegt, wenn er ihn in höchster Gefahr braucht, steht er längst auf Du und Du, wie ein Homo duplex, authentisch und artifiziell. Und weil der künstliche Körper sein Lebensempfinden steigert, bastelt er gleich Dutzende, frei nach Luigi Pirandellos Roman «Einer,

keiner, hunderttausend». In «Iron Man 3» kommen sie voll zum Einsatz.

Regisseur und Autor Shane Black («Lethal Weapon») scheucht im jüngsten Sequel – und auch noch in 3-D – Robert Downey Jr. als Tony Stark, Gwyneth Paltrow als Pepper, Don Cheadle als Colonel, Guy Pearce als Bad Guy Aldrich Killian und Ben Kingsley als «The Mandarin» durch eine virtuelle Wirklichkeit, ein Labyrinth manipulierter und gefälschter Bilder. Lustiger und kapriolischer als die Mehrheit der Superheldenfilme, wirkt «Iron Man 3» wie auf Anabolika: weiter, breiter, schneller, lauter und durchgeknallter. Der zynische Faun Downey Jr., ein Robotik-Oscar-Wilde, schickt gelegentlich – wenn ihm die Zeit fehlt – seine Roboterrüstung zum Flirten zu Pepper und erweckt den Eindruck, Jean Baudrillards These beweisen zu wollen, dass es die wirkliche Wirklichkeit nicht mehr gibt, nur noch die der audiovisuellen Medien. «The Mandarin» zum Beispiel, der via TV die Welt erpresst und Iron Man zum Handeln zwingt.

Drahtzieher ist Aldrich Killian, der das streng geheime Nanotechnologie-Serum Extremis klaut. Wer sich das Zeug injiziert, wird zum rotglühenden Hochofen. Stark in seiner Hightech-Prothese damit nicht nur siedend heiss aufzukochen, sondern ihn und den US-Präsidenten auch noch mit «The Mandarin» das

Fürchten zu lehren, ist der Allmachtswunsch Aldrichs. Der explodiert in Kawumm-Hagelschauern, fauchenden Feuersäulen, bengalischem Geknatter – eine wahre Pracht. Schon immer war Hollywood der ideale Ort für die US-Industrie, um ihre Produktionsüberschüsse zu vernichten. Und diesmal muss eine gewaltige Ölraffinerie für die Destruktions-Schlussapotheose dran glauben. Aldrich und seine Hitzepaladine purzeln und kollidieren mit Stark und seinen Roboterrüstungen wie ausgerastete Artisten unter der Zirkuskuppel, funkensprühend, scheppernd und deppert, bis das Raffinerieungetüm kreischend, knirschend und knarzend zusammenkracht und Sieger Stark mit Wohlwollen feststellt: «Ich bin Iron Man.» Die Identität ist gesichert. ★★★★★

## Weitere Premieren

**Side Effects** — Warum rammt Emily Taylor (Rooney Mara) eines Abends ihrem Gatten Martin (Channing Tatum) ein Messer in den Bauch? Es gibt weder einen Grund zum Hass noch zur Eifersucht oder zur Rache. Emily ist depressiv, Opfer einer falschen Medikation, Versuchskaninchen des Psychiaters Dr. Banks (Jude Law), der mit einer neuen Pille eine neue Therapie an ihr ausprobiert. Steven Soderbergh zeigt sich in seinem Psychothriller als schwarzer Soziologen-Hitchcock, der mit sanfter Tücke dem diskreten Kannibalencharme der Pharmaindustrie aufflau-



Versuchskaninchen: R. Mara in «Side Effects».

ert und den Wahn, jede kleinste «Norm»-Abweichung mit Psychopharmaka zu korrigieren, als böses Gewerbe entlarvt. Wie Soderbergh Schritt für Schritt den kollektiven Antidepressiva-Konsum, der eine ganze Gesellschaft in Abhängigkeit versetzt, als Seelen-Giftmüll enttarnt, ist von hoher Brisanz, auch wenn die Handlung zuweilen extreme Sprünge macht. ★★★★★



Halunkenporträt: Costa-Gavras' «Le capital».

**Le capital** — Marc Tourneuil (Gad Elmaleh), jung, skrupellos, machthungrig, übernimmt die Investmentbank Phenix. Ami-Hedge-Fund-Manager unter zwielichtiger Führung (Gabriel Byrne) wollen die Bank übernehmen, und Marc entfaltet daraufhin seine Raubtiermentalität. Costa-Gavras, in den siebziger Jahren der engagierteste Polit-Filmer Frankreichs («Z», «Missing»), steigt im Alter von achtzig Jahren noch einmal in den Ring und demonstriert mit seinem Halunkenporträt aus der Bankenwelt, dass ihm Wut und Temperament noch keineswegs abhandengekommen sind. Mit Satireboshaftigkeit hämmert er die Story eines französischen Gordon Gekko (Michael Douglas in «Wall Street») auf die Leinwand, der sich selbst als umgekehrten Robin Hood bezeichnet («Wir nehmen von den Armen und geben den Reichen»). In Frankreich kam es zu einer Kontroverse darüber, ob der Komiker Gad Elmaleh als Banker überzeuge. Tut er, allein mit seinem hungrigen Blick. ★★★★★

## Fragen Sie Knorr

Im Dokfilm «Room 237» über Stanley Kubricks «Shining» wird behauptet, er habe die Mondlandung inszeniert. Ist das was dran? Ist der Film erhältlich?

A. S., Schaffhausen



Kubrick war für Geheimniskrämereien berüchtigt und lieferte Verschwörungsspezies wie Jay Weidner Steilvorlagen. Schon in seiner Dok «Kubrick's Odyssey» behauptete er, der Meister habe 1969 die Mondlandung inszeniert. In «Shining», so Weidner, liefere Kubrick wieder Hin-

weise: Der Junge trägt einen «Apollo 11»-Pulli; das Teppichmuster im Hotelflur entspreche der Nasa-Gebäude-Anordnung, die Zimmernummer 237 der Entfernung zwischen Erde und Mond (237000 Meilen, mittlerer Wert). Das ist lustig, aber Humbug. Im Dokfilm «Room 237» von Rodney Ascher kommt nicht nur Weidner zu Wort. Er ist eine ironische (auch sehr lehrreiche) Auseinandersetzung mit dem grassierenden Interpretationswahn. Die DVD ist auf dem Markt.

### Wolfram Knorr

Der Journalist und Buchautor gehört zu den renommiertesten Filmkritikern der Schweiz.

Fragen an: knorr@weltwoche.ch  
Unveröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

## Fernseh-Kritik

### «Super, mega, wunderbar!»

Von Lucien Scherrer

Sechs kleine Mädchen stehen auf der Bühne, sie singen «Jolololololo, lolololololojo» und «Mach Musig i de Schwiiz, alles was i bruuch das isch ä Melodii und än Beat!» Als sie fertig sind, hüpfert Moderatorin Nicole Berchtold mit einem Juchzer auf die Bühne und frohlockt: «Was für ein Einstieg!» Es ist der Einstieg zu «Alperöösl», einer neuen Samstagabendshow des Schweizer Fernsehens. Die Sendung ist eine Art Miniaturausgabe der Volksmusikshow «Alperose». Statt Erwachsene treten zehn Kinder solo oder in Gruppen gegeneinander an, wobei das Publikum am Ende entscheidet, wer den Pokal gewinnt (eine Kreation aus einem Holzstamm und einer rosaroten Blüte, die an einen zerfledderten Sowjetstern erinnert). Um dem Ganzen ein wenig Glanz zu verleihen, hat jedes Kind einen «Götti» oder eine «Gotte» aus der Schweizer Musikprominenz, darunter Salvo («Frau Küenzi»), Fabienne Louves («Music Star») und Ueli Schmezer («Kassensturz»).

Es folgen zwei Stunden voller Beschaulichkeit. So erfährt man von der siebenjährigen Leonie, dass sie «gääre» turnt und «gääre» singt. Nachdem Leonie mit dünnem Stimmchen «Nach em Räge schint dSunne» geträllert hat, überschlagen sich die «Göttis» und «Gotten» mit Komplimenten: «Einfach genial» und «mega härzig» habe sie das gemacht. «Der Bucheli hat angerufen, sie mache morgen das *Meteo*», witzelt Salvo, und Moderatorin Berchtold setzt noch einen drauf: «Dann gibt es sicher Sonnenschein!» Es ist der humoristische Höhepunkt des Abends. Danach folgen sechs weitere herzige Auftritte, jeder begleitet von Begeisterungstürmen der «Göttis» und «Gotten», wobei die Adjektive «super», «mega» und «wunderbar» gefühlt hundert Mal fallen.

Das mag für Eltern, Verwandte und Schulkameraden beste Unterhaltung sein. Für den neutralen Zuschauer ist das Gebotene dagegen etwa so aufregend wie ein Schülertheater, in dem das eigene Kind nicht mitspielt. Die «Göttis» und «Gotten», die nebenbei für ihre neuen CDs werben, ändern daran herzlich wenig.

Alperöösl 2013: SRF 1, Samstag 20.10 Uhr.

## In den Startlöchern

Andreas Hurr tritt in die Fusstapfen des Zürcher Seidenkönigs Andi Stutz; Cocktail bei Sotheby's. Von Hildegard Schwaninger



«Die Qualitätsansprüche sind gleich hoch»: Künstler Hurr.

Seit Andi Stutz seine Firma Fabric Frontline verkauft und sich mit seinen Schwestern Elsa (Esi) und Maya aus dem Textilgeschäft zurückgezogen hat (letztere als Ehefrau von Rudolph K. Sprüngli aus der Schokoladenfabrikanten-Dynastie und Inhaberin einer Praxis für Akupunktur), ist die Rolle des Zürcher Seidenkönigs verwaist. Jetzt, ein Jahr später, steht ein Mann in den Startlöchern, der diese Rolle übernehmen könnte. Der 32-jährige Künstler Andreas Hurr etabliert sich als «Seidenmann». Seine Firma heisst Seidenmann AG. Ist er der neue Andi Stutz? Hurr: «Wir sind noch viel kleiner als Fabric Frontline. Aber die Qualitätsansprüche sind gleich hoch. Die Stoffe werden in Italien gedruckt und gewoben, die Foulards und Krawatten im Appenzell in kleinen Manufakturen in Heimarbeit hergestellt.» Verkauft werden sie in Zürich am Limmatquai in seiner Boutique. Andreas Hurr hat Kunstgeschichte in Stuttgart und Textildesign in Reutlingen studiert, er hat ein Atelier in Zollikon, wo er malt. Im Juni macht er eine Ausstellung seiner Bilder bei Sigi Gübeli im «Platzhirsch».

Und wo ist Andi Stutz, der jahrelang die Zürcher Ausgehscene bereicherte? Er war kürzlich auf Reisen in Japan.

Die Cocktails von Sotheby's Zurich, zu dem das Direktorenteam Caroline Lang, Ste-

fan Puttaert und Nadine Steger-Kriesemer laden, sind ein beehrter Anlass mit handverlesenen Gästen. Man trifft interessante Menschen (Kunsthändler-Ehepaar Claudia Steinfels und Christian Norgren, den Luzerner Galeristen Paul Gloggnier), der Champagner ist köstlich (Laurent Perrier), und man hat immer ein Gesprächsthema: die exorbitanten Kunstpreise. So war unter den Highlights Contemporary Art, die in Zürich gezeigt wurden und am 14. Mai in New York zum Verkauf kommen, ein Francis Bacon für geschätzte 30 bis 40 Millio-



Handverlesene Gäste: Sotheby's-Chef Puttaert.

nen Dollar und ein Gerhard Richter auch für 30 Millionen. Erkenntnis: Es gibt immer noch genügend Käufer, vor allem, seit der Emir von Katar als Kunstsammler in den Ring stieg.

Wer im Hotel «Baur au Lac» verkehrt, dem ist Herr Albert Ostertag unvergessen. Jahrzehntlang stand er als Concierge an der Réception. Er war berühmt dafür, dass er seine Gäste gut kannte und ihnen, wie man so schön sagt, ihre Wünsche von den Augen ablas. Aber kaum einer kannte Ostertag. Und keiner wusste, dass er eine äusserst attraktive Ehefrau hat. Sie ist hochgewachsen und eine begabte Malerin. Maria Odilia Ostertag-Allwicher malt Frauenköpfe. Demnächst zeigt sie «60 Porträts historischer Frauen auf Banknoten» in der Galerie «Zum Granatapfel» der Buchhandlung Bodmer in Zürich.

Lust und Liebe ist das Hauptthema der Jungen, und so setzt der Zürcher Opernhausintendant Andreas Homoki, der die Jugend für die Oper gewinnen will, voll auf diese Karte. «Leonce und Lena», das neue Ballett von Christian Spuck nach Georg Büchner, handelt von einem der berühmtesten Liebespaare der Literatur, auch das ultimative Liebesdrama «Romeo und Julia» war als Ballett von Spuck ein Riesenerfolg. Auch in der Produktion des Opernstudios geht es um Liebeswirrwarr. «Der geduldige Sokrates» ist höchst amüsant. Modernes (oder ewig gültiges) Liebesgetändel zur Barockmusik von Georg Philipp Telemann (1681–1767). So viel sei verraten: Sokrates hat zwei Frauen. Zum Philosophieren bleibt ihm da nicht viel Zeit.



«Leonce und Lena»: Intendant Homoki.

Zur Premiere kamen viele Vermögende vom Zürichberg und von der Goldküste. Sie beherbergen die jungen Opernstudio-Studenten aus aller Welt kostenfrei.

Eine originelle Idee, um den polnischen Nationalfeiertag (3. Mai) zu begehen, hat der polnische Botschafter in Bern. Jaroslaw Starzyk und seine Frau Iwona laden zur Bootsfahrt auf dem Thunersee. Hochkarätige Gäste aus dem diplomatischen Corps sowie aus Politik und Wirtschaft werden erwartet.

### Im Internet

www.schwaningerpost.com

# Schnell die Welt retten

Die Psychologin Nieves Palmer, 28, und der Lebensmittelretter Raphael Fellmer, 29, haben vor einem Jahr geheiratet. Sie teilen alles miteinander und mit anderen.



«30 Euro im Monat»: Ehepaar Fellmer-Palmer.

**Raphael:** Bereits als Student fischte ich Nahrung aus dem Müll und bemerkte, dass unglaublich viele Lebensmittel, frisch, geniessbar und sorgfältig verpackt, entsorgt werden, sobald sie einen halben Tag über den absurden Verfallsdaten liegen. In der Zwischenzeit konnte ich viele Supermärkte von der Idee überzeugen, diese «Abfallware» zur Verfügung zu stellen, und in der Zwischenzeit beteiligen sich auch Tausende von Privatpersonen am Projekt «Food-sharing». Über die Internetseite können überschüssige Lebensmittel kostenlos angeboten und abgegeben werden. Ab nächsten Monat wird dies auch in der Schweiz möglich sein.

**Nieves:** Wir lernten uns vor Raphaels grosser Reise von Holland nach Mexiko kennen. In Guyana stiess ich dazu, Raphael war seit Monaten ohne Geld unterwegs. Er trampete, heuerte auf Segelbooten an und bot seine Arbeitskraft zum Tausch an. Die gemachten Erfahrungen fand er so bereichernd, dass er während der Atlantiküberquerung nach Brasilien die Entscheidung traf, auch nach der Rückkehr nach Deutschland weiterhin ohne Geld zu leben. Ich fand ihn toll, bewunderte seinen Idealismus und verliebte mich auch in seine herzhafteste Persönlichkeit.

**Raphael:** Die Idee, ein Leben zu führen, bei dem das Teilen von vielem – von der Bohrmaschine über den Rasenmäher bis hin zu Haus, Auto und Nahrungsmittel – nicht nur ökologische, sondern auch ökonomische Vorteile bietet, hat sich in der Zwischenzeit zu einem Riesentrend mit Millionen von Anhängern entwickelt. Ich versuche, mich nicht nur auf das Teilen von materiellen Gütern zu beschränken, sondern bringe mich mit meinen Begabungen und Talenten in die Gesellschaft ein, ohne irgendwelche Gegenleistung zu fordern. Für meine geliebte Nieves war der Gedanke, ganz ohne Geld auszukommen, anfänglich etwas gewöhnungsbedürftig, gedrängt habe ich sie nie. Wieso soll sie sich nicht hin und wieder ein Billett für eine Busfahrt, einen Labello-Stift oder eine Rolle Toilettenpapier kaufen?

**Nieves:** Ich brauche rund dreissig Euro im Monat. Zu unserer grossen Freude wurde ich bald schwanger, und Alma kam zur Welt. Es ging jetzt darum, ein Nest zu bauen: Seit einem Jahr leben wir im Friedenszentrum Martin-Niemöller-Haus, wo wir uns durch Hausmeistertätigkeiten, Garten- und Büroarbeit, aber auch Workshops, Vorträge und Veranstaltungen einbringen.

**Raphael:** Mein ehrenamtliches Engagement entspricht heute einem 200-Prozent-Job. Ohne Nieves, die sich um unsere Tochter kümmert, wäre dies nicht möglich. Meine Idee begeistert erstaunlicherweise auch sehr viele Menschen, die bisher in Saus und Braus lebten. Jene aus der 68er Generation reagieren manchmal anders und sagen: «Das wollten wir alles auch, und jetzt stecken wir trotzdem im Hamsterrad fest.» Unser Lebensstil ist ein Protest gegen die Überflussgesellschaft. Unser Ziel ist es, unseren ökologischen Fussabdruck so gering wie möglich zu halten. Die Herausforderung: ohne Geld gesund zu bleiben, anständig gekleidet zu sein, ein Dach über dem Kopf zu haben. Es ist möglich, man muss aber flexibel sein und ein wenig kreativ.

**Nieves:** Für unser nächstes Projekt suchen wir zurzeit ein Grundstück, um ein veganes Ökodorf mit Gleichgesinnten aufzubauen. Dort soll nichts gekauft oder verkauft werden, und alle Mitglieder sorgen dafür, dass es Mensch, Tier und dem Planeten Erde gutgeht.

www.forewardtherevolution.net  
www.foodsharing.de  
Protokoll: Franziska K. Müller

# Sempach

Von Andreas Thiel — Was bei der Schlacht von Sempach heute geschehen würde.

**Winkelried:** Männer, sorgt für mein Weib und mein Kind, ich werde euch eine Gasse bahnen!

**Sanitäter:** Moment! Wieso müssen wir uns um deine Familie kümmern? Deine Frau kann nach der Schlacht wie alle anderen Witwen aufs Sozialamt gehen.

**Winkelried:** Ich stürze mich hier für euch in den Tod. Da ist es doch nur billig, dass ihr euch nachher um meine Familie kümmert.

**Sanitäter:** Und ich zahle Steuern, damit sich das Sozialamt um solche Fälle kümmern kann.

**Winkelried:** Und wem zahlst du Steuern?

**Sanitäter:** Der habsburgischen Verwaltung natürlich.

**Winkelried:** Und genau gegen die kämpfen wir.

**Sanitäter:** Ja, aber doch nicht wegen der Steuern! Wir kämpfen gegen die tiefen Löhne, welche die Habsburger ihren Verwaltungsangestellten zahlen. Gegen dieses Lohndumping kämpfen wir.

**Winkelried:** Wie? Nein, wir kämpfen dagegen, dass wir den habsburgischen Steuereintreibern den Zehnten abliefern müssen.

**Sanitäter:** Im Gegenteil, dieser Zehnte ist doch das Grundübel. Bei so tiefen Steuern ist es kein Wunder, dass die Verwaltungsbeamten so schlecht bezahlt werden. Die Steuern müssten auf einen Zweitel angehoben werden.

**Winkelried:** Sag mal, wie willst du denn ohne Waffe überhaupt kämpfen?

**Sanitäter:** Ich leiste waffenlosen Dienst.

**Winkelried:** Du bist nicht bereit, für die Freiheit zu kämpfen?

**Sanitäter:** Freiheit? Von wegen Freiheit! Wenn wir die Habsburger vertreiben, wer zahlt mir dann meinen Lohn?

**Winkelried:** Wo arbeitest du denn?

**Sanitäter:** Auf dem Sozialamt.



Andreas Thiel, Jahrgang 1971, ist Schriftsteller und Kabarettist.



# «Mucho Gusto» in Valencia

Spanische kulinarische Tradition und Moderne in der unbekannteren Bekannten – von Donnerstag, 12. September, bis Sonntag, 15. September 2013.

Entdecken Sie Valencia, mit Fokus auf das reichhaltige kulinarische Angebot. Sie geniessen ausgezeichneten Jamón Ibérico de Bellota und exquisite Weine der Region. In «La Albufera» erfahren Sie mehr über den Anbau von Paella-Reis und degustieren ihn als «Paella valenciana» bei einem Bootsausflug. Auf dem «Mercado Central» erwartet Sie ein üppiges Angebot an frischem Fisch, Gemüse und Früchten, die Ihnen molekular zubereitet oder traditionell bei einem Tapas-Kurs gereicht werden. Sie lernen die phänomenale Baukunst von Calatrava kennen und geniessen danach einen Pica-Pica-Apéro direkt am Strand von Arenas.

#### Donnerstag, 12. 9. 2013

Ankunft am frühen Nachmittag, Transfer ins Hotel und Check-in. Danach Besteigung des Miguelete Turms mit wunderbarer Aussicht über die Stadt, mit anschliessendem Stadtrundgang mit einem Experten. Am Abend Geniessen des legendären Jamón Ibérico de Bellota mit ausgesuchten Weinen der Region im Restaurant «Palacio de la Bellota».

#### Freitag, 13. 9. 2013

Fahrt in den atemberaubenden Naturpark La Albufera. Mit den typischen *Barquitas* unternehmen Sie eine Bootsfahrt auf dem See des Naturschutzgebietes, beobachten seltene Vögel und erfahren mehr über den örtlichen Reisanbau. Danach Zubereitung einer original valencianischen Paella auf dem Boot und gemeinsamer Genuss

in der einmaligen Landschaft. Rücktransfer zum Hotel. Am Abend entführt Sie die aus dem Jahr 1836 stammende Bodega «Montaña» mit frisch zubereiteten Tapas und ausgesuchten Weinen in die Genusswelt der Region.

#### Samstag, 14. 9. 2013

Rundgang auf dem Mercado Central mit seinem überwältigenden Angebot an frischem Fisch, knackigem Gemüse, Gewürzen und saftigen Früchten. Danach privater Tapas-Kochkurs und Verzehr der selbstzubereiteten Kreationen. Anschliessend erfahren Sie bei einer geführten Tour durch die «Ciudad de las Artes y de las Ciencias» mehr über das Schaffen des spanischen Stararchitekten Calatrava. Zum Abschluss erwartet Sie am Abend ein Galadinner auf Michelin-1-Sterne-Niveau im Restaurant «La Sursusal».

#### Sonntag, 15. 9. 2013

Fahrradtour zum Strand von Arenas und Pica-Pica-Apéro zum Abschied. Am Nachmittag Abflug nach Zürich.

#### Spezielle Erlebnisse im Preis inbegriffen

- Private Stadtführung mit einem Experten
- 3 Abendessen in ausgesuchten Restaurants
- Paella-Mittagessen auf einer *Barquita*
- Privater Tapas-Kurs
- Ausflug ins Naturschutzgebiet La Albufera
- Geführte Tour durch die Ciudad de las Artes y de las Ciencias
- Pica-Pica-Apéro am Strand von Arenas

### Weltwoche Spezialangebot

#### Kulinarikreise für Weltwoche-Leser «Mucho Gusto» in Valencia

Donnerstag, 12. 9., bis Sonntag, 15. 9. 2013

#### Reisearrangement/Preis

Weltwoche-Abonnent/-in: Fr. 2930.–  
 Nichtabonnent/-in: Fr. 3130.–  
 Einzelzimmerzuschlag: Fr. 350.–  
 Teilnehmerzahl: max. 16 Personen  
 (Flüge mit Swiss)

#### Detailprogramm

Detaillierte Informationen zum Reiseprogramm finden Sie unter [www.weltwoche.ch/platinclub](http://www.weltwoche.ch/platinclub)

#### Anmeldung/Anmeldeschluss

Direkt bei Seventhaven:  
[info@seventhaven.ch](mailto:info@seventhaven.ch)  
 oder Telefon 044 777 70 70  
 Anmeldeschluss: 7. 6. 2013

#### Veranstalter

Reiseveranstalter ist die auf Kulinarikreisen spezialisierte Boutique-Reiseagentur Seventhaven Switzerland Ltd. in Zürich, [www.seventhaven.ch](http://www.seventhaven.ch)

[www.weltwoche.ch/platinclub](http://www.weltwoche.ch/platinclub)



## «Ich versteckte den Whisky»

Der Master Distiller von Glenmorangie, Bill Lumsden, über Mark Twain, Vittorio Missoni und Angstträume nach Whisky-Genuss.



«Ruf des Schicksals»: Whisky-Destillierer Lumsden.

**Mister Lumsden, ein Sprichwort sagt, über Liebe zu reden, sei wie über Architektur zu tanzen. Kann man über Single Malt reden?**

Man kann, obschon das Darüber-Reden eine sehr eindimensionale Angelegenheit ist. Um genauer sein zu können, muss man das Bouquet inhalieren, die Aromen riechen, die Textur fühlen und die Emotionen, von denen man beim Trinken überfallen wird.

**Lässt sich eine beabsichtigte Flüssigkeitstextur tatsächlich herstellen?**

Bis zu einem gewissen Masse lässt sich die Spannweite der Geschmäcker, auf die man abzielt, beeinflussen. Dabei spielt die Erfahrung eine wichtige Rolle, die Produktionstechnik, die Wahl der Eichenfässer. Aber um ehrlich zu sein, ist es schwierig, eine Textur zu designen. Amerikanische Eiche beispielsweise führt in den meisten Fällen zu einer Art Sahnigkeit.

**Zum *tasting* von «Ealanta», dem neuen Glenmorangie-Whisky aus der «Private Collection», haben Sie ein Kuriositätenkabinett mitgebracht. Was hat es damit auf sich?**

Es soll die Geschichte des Whiskys zum Leben erwecken und ihr mit diesem schrulligen Schnickschnack einen Körper geben. Man findet unter anderem ein Foto von Mark Twain, eine alte Schreibmaschine oder eine Gaslaterne. Es enthält auch persönliche Artefakte wie etwa mein Lieblingsfoulard von Missoni. Ich bin übrigens entsetzt über das Verschwinden von Vittorio Missoni während seines Flugs nach Caracas im Januar.

**Sie interessieren sich für die Modebranche?**

Die Philosophien, die beim Entstehungsprozess mitspielen, sind sich beim Whisky und dem Schneiderhandwerk sehr ähnlich.

**Erläutern Sie dies bitte im Falle von «Ealanta».**

«Ealanta» wurde 1993 destilliert. Ich kam jedoch erst 1994 zu Glenmorangie, war also an der Recherche unbeteiligt. Doch ich entdeckte die Parzelle mit den Fässern aus weisser amerikanischer Eiche relativ schnell – und versteckte sie. Denn ich wusste, dass es sich dabei um etwas anderes handelte. Es ist darum besonders schön, den Whisky jetzt endlich abgefüllt in der Flasche zu sehen.

**Der Mark Twain National Forest, Missoni-Stoffe, der gälische Name, der «talentiert» und «einfallreich» bedeutet ... Alles sehr geschicktes Marketing. Interessieren Sie diese Geschichten überhaupt?**

Natürlich kann man aus einer zynischen Warte heraus argumentieren, die Story wurde erst im Nachhinein zurechtrationalisiert. Doch es gibt eine Verknüpfung, denn Twain hat zu seiner Zeit ebenfalls im «Langham»-Hotel genächtigt, dort, wo wir diesen Whisky erstmals präsentierten. Glenmorangie hat kürzlich übrigens einen Archivar eingestellt, und ehrlich gesagt, bin ich ziemlich neidisch auf seinen Job.

**Wieso sind Sie eigentlich bei Glenmorangie gelandet?**

Mich hat gereizt, nach Diageo für eine kleinere Firma tätig und somit ein grösserer Fisch in einem kleineren Teich zu sein. Zudem hatte sich mein Freund und Diageo-Mitarbeiter David Robertson eben erst die Stelle als Distillery Manager bei Macallan geangelt. So dachte ich, er und ich könnten dereinst die Welt regieren! (*Lacht*) In erster Linie ist der Grund aber der, dass Glenmorangie der erste Single-Malt-Whisky war, den ich getrunken habe. Es war ein Ruf des Schicksals.

**Können Sie sich noch besinnen, wie alt Sie damals waren?**

Nicht nur das! Ich erinnere mich an den Whisky, den «10 Year Old», und sogar an den Song, der im Hintergrund gespielt wurde – «Let's Hear It for the Boy» von Deniece Williams aus dem Soundtrack zu dem Film «Footloose», der im selben Jahr erschien [1984, d. Red.].

**Whisky wird nachgesagt, er könne merkwürdige Träume hervorrufen.**

Das kann ich nicht bestätigen, da ich jede einzelne Nacht sehr bunte und komische Träume habe. Der Traum, den ich am häufigsten habe: Ich gehe zur Schule und entdecke erst dort, dass ich entweder noch meine Pantoffeln trage – oder dass ich keine Hosen an habe.

**Dr. Bill Lumsden, 52, ist Director of Distilling, Whisky Creation & Whisky Stocks der Glenmorangie Company, die zur Moët-Hennessy-Louis-Vuitton-Gruppe gehört. Er ist somit für die Single-Malt-Whiskys der Destillerien Glenmorangie und Ardbeg zuständig und wurde mehrfach ausgezeichnet, unter anderem für sein sogenanntes Wood-Management.**

Die Fragen stellte **Oliver Schmuki**.

## Raus aus dem «Gjätt»

Von Peter Rüedi



Wer wüsste besser Bescheid über Trends und Tendenzen als der aktuelle Weltmeister der Sommeliers (gibt es tatsächlich)? Er heisst Paolo Basso und ist ein Schweizer (nun ja: schweizerisch-italienischer Doppelbürger). Eines seiner Beobachtungen: Die Klienten wünschen zunehmend bezahlbare Weine. Die Zeiten seien vorbei, da ein Sommelier seine exklusiven Marotten pflegen könne, jetzt seien von ihm Weine verlangt, die sich auch verkaufen lassen. Was heisst: neben unverzichtbaren Ikonen solche aus Nischen, die der normale Konsument gemeinhin übersieht oder in denen ihm zur Beurteilung des Unbekannten der Massstab fehlt.

Nicht neu, so weit, immer wieder mal ja auch Thema dieser Kolumne. Kann aber nicht genug in Erinnerung gerufen werden. Für Italien hiesse das (wenn wir mal die Schwergewichte aus dem Süden beiseitelassen) Weine aus den Marken, aus den Abruzzen, aus Umbrien. Und aus der Emilia-Romagna. Vor Zeiten schien an dieser Stelle mal die Bordeaux-Cuvée des couragierten Exil-Schweizers André Eggli auf. Der sitzt, wo sich Fuchs und Hase gute Nacht sagen in den Colli Bolognesi. Unweit daneben, bei Modigliana, haben Francesco und Maria Rosa Bordini, ebenfalls buchstäblich «im Gjätt», das Gut Villa Papiano aufgebaut.

Soeben sind sie damit in die Kategorie der «tre bicchieri» des «Gambero Rosso» vorgestossen. Das könnte ja auch heissen: im oberen Mainstream angelangt. Allerdings betrifft das «summa cum laude» des Führers in der Regel nicht Weine um die 20 Franken. Und zweitens ist der Sangiovese «I Probi di Papiano» zwar insofern im Trend, als er – für radikale Liebhaber eines hellen Sangiovese – etwas wuchtig, auch mit einer Spur Holz vinifiziert ist. Allein: im richtigen Mass. Und mit viel Sinn für Gleichgewicht. Die weichen, aber präsenten Tannine, die angenehme Säure, eine mineralische Strenge halten wunderbar die Balance zur Frucht (rote und dunkle Beeren, Zwetschgen). Abgründiges weht uns an (Tabak, Lakritze, feuchtes Laub). *No Landei.*

I Probi di Papiano Sangiovese di Romagna Superiore Riserva 2009. 13,5%. Gerstl. Fr. 22.–. [www.gerstl.ch](http://www.gerstl.ch)

## Design für jedes Budget

Von Jürg Zbinden

Manor Design. Unter diesem Label lanciert Manor in enger Zusammenarbeit mit erlesenen Designern exklusive Kollektionen für eine stilsichere Kundschaft. Design für jedes Budget – mit diesem Konzept trifft Manor den aktuellen Zeitgeist. Die exklusiv im Warenhaus erhältlichen Designerstücke einem formbedachten und breiten Publikum zugänglich zu machen und dabei nachhaltiges sowie qualitativ hochstehendes Design zu fördern, ist nur eines der Ziele. Manor Design vereint Stil mit Kreativität zu attraktiven, einzigartigen Produktlinien und gewährt einen Blick hinter die Kulissen, um den Entstehungsprozess eines Produktes verständlich zu machen und so das Bewusstsein für gutes Design zu schärfen. Das Zusammenspiel von Innovation, Entwurf und Kreation seitens der Designer, gepaart mit dem Know-how und dem Qualitätsbewusstsein des grössten Schweizer Warenhauses, lässt nun erlesene, nachhaltige und exklusive Designprodukte entstehen.

In diesem Frühjahr präsentiert Manor Design den Designer Florian Hauswirth und sein Label Industrial Craft. Im Rahmen dieser Zusammenarbeit entstand die exklusive Tableware Collection. Hauswirth, geboren 1976, lebt und arbeitet in Biel. Die Arbeiten des dipl. Technischen Modellbauers und dipl. Industriedesigners FH wurden mehrfach ausgezeichnet.

1 — Das Salatbesteck «Deux-Pièces» (Fr. 69.90) wurde mit einem präzisen Sägeschnitt aus einem Stück Holz gesägt. Die beiden Teile sind komplementär und können perfekt aneinandergefügt werden. Die Tableware Collection von Florian Hauswirth wird ab Mai exklusiv in den Manor-Warenhäusern Basel, Chavannes, Emmen, Genf, Lausanne, Lugano, Vevey und Zürich angeboten.

2 — Die Vase «Soulmates» (Fr. 37.90) von Villeroy & Boch ist aus Mangoholz gefertigt und ragt 24 Zentimeter hoch. Sieht schön aus mit Tulpen und sogar ohne floralen Inhalt. [www.villeroy-boch.com](http://www.villeroy-boch.com)

3 — Hauswirths Salz- und Pfeffermühlen aus der Serie «Doublefacette» (Fr. 69.90) erinnern durch ihre Form an gegensätzliche Figuren, die sich ideal ergänzen. Holz und Porzellan – beide Elemente wurden in Schweizer Werkstätten produziert – fügen sich zu einem harmonischen Ganzen. Ab Mai bei Manor.

1



2



3







Auto

## Volle Ladung

Der Jaguar XF Sportbrake ist der schönste Kombi der Saison und je nach Motor ein erstaunlich vernünftiger Wagen. *Von David Schnapp*

Es verspricht ein gutes Jaguar-Jahr zu werden. Die ersten Berichte über den neuen Roadster F-Type sind äusserst vielversprechend, die grosse Luxuslimousine XJ gibt es im Herbst auch mit Hochleistungsmotor, und wer lediglich sich und seine nächsten Angehörigen in stilsicherer Form von A nach B bringen will, bekommt mit dem XF Sportbrake den schönsten Kombi der Saison.

Der letztes Jahr lancierte Lademeister ist von wirklich vollendeter Form, ohne viel modischen Schnickschnack, aber von zeitloser Eleganz. Der Innenraum ist – vor allem in der Top-Ausführung Premium Luxury – äusserst edel ausgestattet und perfekt verarbeitet. Man sitzt auf weichem, bequemem Soft-Grain-Leder, das auch die Oberseite des Armaturenrägers überspannt, und wo man hinlangt, berührt man angenehme, schöne Materialien: viel Edelmetall, Holz und nur ein Mindestmass an Kunststoffen. Dazu kommen stilvolle Details wie die Lüfteröffnungen, die sich erst leise öffnen, wenn man den Motor startet. Bei so viel englischem Stilbewusstsein stört nur das Navigations- und Unterhaltungssystem,

### Jaguar XF 2.2 D Sportbrake Prem. Luxury

Leistung: 200 PS, Hubraum: 2179 ccm  
Höchstgeschwindigkeit: 214 km/h  
Preis: 67 400 Franken

das durch komplizierte Menüs und eine Grafik irritiert, die man auch mit vielen netten Worten nicht schönreden kann.

Aber keine Missverständnisse, der XF ist nicht nur ein Schönling, den man immer wieder gerne anschaut, er ist vor allem ein wirklich praktischer Vertreter seiner Klasse. Der Laderaum fasst bis zu 1675 Liter. Dafür lassen sich die Sitze einzeln so umklappen, dass eine Fläche von fast zwei Meter Länge und einem Meter Breite entsteht. Ein Ladesystem gibt es serienmässig, praktisches Zubehör wie Dach-, Ski-, Snowboard oder Veloträger sind zusätzlich erhältlich.

### Gelassene Art der Fortbewegung

Zurzeit ist das Auto lediglich mit Dieselantrieb erhältlich. Wir fuhren den kleinsten Motor, einen Vierzylinder mit Turbo, der immer etwas Anlauf braucht, bevor er den knapp zwei Tonnen schweren Kombi mit bis zu 450 Newtonmeter nach vorne schiebt. Für die gelassene, verbrauchsgünstige Art der Fortbewegung ist der 2,2-Liter-Motor aber eine gute Wahl, der Verbrauch blieb im Test bei unter sieben Litern, und man gleitet souverän über die Autobahn. Dabei hilft auch eine Luftfederung an der Hinterachse und eine insgesamt angenehm komfortable Abstimmung.

Fazit: Das Schöne am neuen XF Sportbrake ist, dass er nicht nur schön ist, sondern bei allem erstaunlich praktisch und vernünftig.

Zu Tisch

## Wolkenkuckucksheim

Von David Schnapp



Für einen Koch ist es keine leichte Aufgabe, wenn die Leute nicht in erster Linie wegen seines Essens ins Restaurant kommen, sondern wegen der Aussicht. So war es lange Zeit im «Clouds», das sich an exklusiver Lage im 35. Stock des Prime Towers, dem zurzeit höchsten Gebäude der Schweiz, befindet. Hier einen Tisch zu bekommen, ist für viele Stadtbewohner immer noch ein Statussymbol.

Als ich kurz nach der Eröffnung zum ersten Mal da oben war, schien mir die Aussicht sehr viel spektakulärer als das Essen. Eineinhalb Jahre später kann man zufrieden feststellen, dass sich die beiden Elemente angeglichen haben und das Essen mindestens so gut ist wie der Blick über Zürich, den man von einem Fensterplatz im «Clouds» aus hat. Hauptgrund für diese Entwicklung dürfte sein, dass nicht mehr zwei gute Köche für das Restaurant verantwortlich sind, sondern nur noch einer. Antonio Colaianni wurde in der Höhe nicht glücklich und führt jetzt das «Mesa» in Zürich, David Martínez Salvany trägt die Verantwortung im «Clouds» alleine, und das Resultat überzeugt nun in beiden Restaurants.

Martínez' Gerichte mit mediterran-spanischem Einschlag überzeugen handwerklich und geschmacklich, nur die Vorspeise (Pilzterrine, Frisée, Haselnuss, Mascarpone, Entenbrust u. v. a. m.) schien etwas überladen. Toll war das Amuse-Bouche aus Randensalat (erdig), Süsskartoffelpüree (süss), Kalbsbacken (salzig), Kräutern (frisch) und einem Chilischaum (scharf). Oder der perfekt gebratene Steinbutt mit Cima di Rapa, Rinder-Consommé und etwas Blutwurst. Zum Schluss des Menüs gefällt auch die Patisserie mit einem kompakten, ausgezeichneten Dessert aus Jogurt-Creme (von der es mehr vertragen hätte), knusprigen Cerealien, einem Granny-Smith-Sorbet, Apfelchips sowie Cassis-Gelee. Das ergibt ein schönes Spiel mit Säure und Textur. Danach wird eine breite Auswahl Friandises aufgetragen, und mit Blick auf das Leben weit unter mir finde ich, dass es sich jetzt auch wegen des Essens lohnt, das «Clouds» zu besuchen.

**Restaurant Clouds**, Maagplatz 5, 8005 Zürich.  
Tel. 044 444 30 00. Täglich geöffnet, am Sonntag Brunch.  
**Detaillierte Besprechung** des Menüs auf [www.dasfilet.ch](http://www.dasfilet.ch)



«Piloten mit fünf oder mehr Siegen im Luftkampf»: Pilot «Sully» Sullenberger, 62.

MvH trifft

## Chesley B. Sullenberger

Von Mark van Huisseling — Das Notwassern auf dem Hudson River machte ihn zum «Captain America». Jetzt ist er Markenbotschafter.

Bei «Sully», wie man ihn nennen darf, wenn man ihn kennenlernt, handelt es sich um einen sogenannten Leistungsprominenten – jemanden, der berühmt wurde, weil er eine Leistung vollbracht hat (die erfolgreiche Notwasserung des US-Airways-Fluges 1549 mit 155 Passagieren auf dem Hudson River; «Idol einer ganzen Nation», *Frankfurter Allgemeine Zeitung*). Sein Leben hat sich stark verändert seit Januar 2009 – der heute 62-Jährige ist nicht mehr irgendein amerikanischer Pilot, der kurz vor dem Erreichen des Rentenalters bloss noch die Hälfte von dem verdiente, was er einmal verdient hatte und dessen Einkommen im Ruhestand ungesichert war, sondern ein recht hochbezahlter Redenhalter und Reklamebotschafter sowie Autor zweier sich gut verkaufender Sachbücher (eines davon ein *New York Times*-Bestseller). Mit anderen Worten: Es ist möglich, erst im höheren Alter eine Laufbahn im Unterhaltungsgeschäft zu beginnen.

«Was ist Ihr Job in Basel?» (Wir trafen uns an der Baselworld, einer Uhren- und Schmuckmesse.) – «Botschafter von Jeanrichard, der Marke; es ist eine Geschäftsbeziehung, die wir sehr aufregend finden.» – «Wie lange machen Sie das schon?» – «Seit November.» – «Ich notiere Stichworte Ihrer Antworten, obwohl ich das Gespräch aufnehme, ich vertraue der Technologie nicht ganz; Sie, nehme ich an, vertrauen der Technologie, nicht wahr?» – «Das erinnert mich daran, was Präsident Reagan sagte: «Vertraue, aber prüfe nach.»»

«Hatten Sie irgendein Verhältnis zu Zeitmessern, bevor Sie Markenbotschafter wurden?» – «Bloss ein persönliches.» – «Das heisst, Sie trugen eine Armbanduhr?» – «Natürlich, aber ich war schon immer fasziniert vom Konzept von Zeit.» – «Aha.» – «Ich meine, ich bin kein Wissenschaftler, doch das Konzept von Zeit ... Was für eine faszinierende Zeit wir erleben.» – «Nämlich?» – «Die Zeit, in der die

Menschen beginnen, die Realität zu verstehen und, zum ersten Mal, seit sie Fragen stellen, Fragen zu stellen über die Natur der Zeit ... Mit Sicherheit ist Zeit das kostbarste Gut, das wir haben.» – «Interessieren Sie sich für Uhren?» – «Ich wusste elegant entworfene Geräte immer schon zu schätzen; Flugzeuge, Uhren ...» – «Hatten Sie früher bereits eine Schweizer Uhr?» – «Ja.» – «Sagen Sie, was für eine?» – «Ich denke nicht, dass das angebracht wäre. Ich bekam sie geschenkt, als ich graduierte, 1973 an der U.S. Airforce Academy [Militärakademie der Luftwaffe der Vereinigten Staaten], ich war der herausragende Flieger-Kadett des Jahres.» – «Und die Academy verschenkte Schweizer Uhren?» – «Gesponsert von der Vereinigung der Piloten mit fünf oder mehr Siegen im Luftkampf.» – «Nice touch.»

«Sind Sie noch Linienpilot?» – «Nein, seit drei Jahren nicht mehr; ich hörte auf kurz nach dem Hudson-River-Flug. Ich bin jetzt Redner, Autor und Berater.» – «Wie oft haben Sie die Geschichte von den 208 Sekunden bis zur Notwasserung schon erzählt?» – «Viele Male. Doch ich habe den Luxus, Teil einer Geschichte zu sein, die gross genug ist und Menschen tief genug bewegt, dass ich mich nicht wiederholen muss beim Erzählen; es ist ein sehr persönliches Erzählen.» – «Ist es auch die Geschichte Ihres Lebens?» – «Die Geschichten greifen ineinander. Wie viele andere Menschen, die in ähnlichen Lagen waren, auch sagen: «Ich spüre, dass mein ganzes Leben Vorbereitung war für diesen Augenblick.» Ein Rezensent meines Buches verglich es mit Churchill, dessen Leben ihn auf den Zweiten Weltkrieg vorbereitete.» (Reagan, Churchill ... die Reiseflughöhe sozusagen ist klar, denke ich.) «Ihre 208 Sekunden waren glorreich, zum Glück.» – «Ja, zum Glück. Die Aufmerksamkeit, die ich bekam, war so gross – hätte ich sie bekommen für etwas Schlechtes, das ich getan hätte, wäre sie unerträglich gewesen.» – «Sie sind ein öffentliches Gut, oder?» – «Ich bin das öffentliche Gesicht dieses Ereignisses.» – «Sind Sie damit zufrieden?» – «Ich habe gelernt, damit zufrieden zu sein.» – «Werden Sie erkannt auf der Strasse?» – «Ja, das passiert; Leute erkennen mein Gesicht oder meine Stimme. Viele kommen aber nicht auf mich zu oder sprechen mich an.» – «Gibt es Leute, die Ihre Leistung streng beurteilen?» – «Sehr selten.» – «Und was ist der Vorwurf?» – «Dass ich das Geschehene nicht als Ergebnis eines Eingriffs einer höheren Macht darstelle.» – «Die religiöse Fraktion.» – «Ja, aber das ist ein kleiner Anteil der Rückmeldungen.» – «Und Leute, die sagen, dass Sie das Unglück kapitalisieren?» – «Das habe ich ein, zwei Male gehört, auch ein sehr kleiner Prozentsatz.»

**Sein liebstes Restaurant:** («Das, in dem am meisten meiner Freunde mit mir feiern.» – «Und Ihr zweitliebstes, mit Namen und Adresse?») «Christy Hill», 115 Grove Street, Tahoe City, Kalifornien, Amerika, Telefon +1 530 583 8551



**MEHR ALS NUR EIN SIGNET. EINE VERPFLICHTUNG.**

DAS OFFIZIELLE ROLEX SIGNET IST AUSSCHLIESSLICH DEM ROLEX FACHHÄNDLER VORBEHALTEN. NUR ER BIETET EINE GROSSE AUSWAHL UNTERSCHIEDLICHSTER ROLEX ARMBANDUHREN UND BESITZT DIE EXPERTISE, UM DIE TECHNISCHE ZUVERLÄSSIGKEIT UND DEN GLANZ EINER ROLEX DAUERHAFT ZU ERHALTEN. JEDER NEUEN ARMBANDUHR VON ROLEX LIEGT EINE GARANTIEKARTE BEI, DIE ZUGANG ZUM NAMHAFTEN WELTWEITEN NETZWERK DER OFFIZIELLEN ROLEX FACHHÄNDLER GEWÄHRT.



OYSTER PERPETUAL SUBMARINER DATE  
IN 18 K. WEISSGOLD

BEYER

Zürich seit 1760 · Uhren & Juwelen  
Bahnhofstrasse 31 · 8001 Zürich · Tel +41 (0)43 344 63 63 · beyer-ch.com

